Landesbibliothek Coburg (70)
022001005752

D. II. 9
1790
28
Coburger Landes-Bücherei

Gemälde des menschlichen Herzens in Erzählungen.

Von

August Lafontaine.

Vierter Theil.

Der Sonderling.

Dritte verbesserte Auflage.

Halle und Leipzig,
bey Johann Gottfried Ruff. 1801.

Coburger Landes-Bücherei

Der
Sonderling.

Dritter Theil.

Ludwig, der unglückliche Ludwig, und sein Freund, der alte Herr von Berghorn, kamen auf ihrer Reise nach dem Gute des alten Officiers der Preußischen Gränze näher. Sie kamen eines Tages gegen vier Uhr Nachmittags in ein kleines Dorf, dessen ganze Lage so reizend war, daß sie beschlossen, die Nacht hier zu bleiben, und von der benachbarten Anhöhe morgen die Sonne aufgehen zu sehen. Sie traten in dem Wirthshause ab: gegen über lag die Kirche, und hinter der Kirche ein kleines Gebüsch, dessen schöner Schatten sie zu einem Spatziergange einlud. Sie giengen beide um die Kirche hin. Jenseits fanden sie einen alten Mann, in einem grünen Schlafrock stehen, dessen Anblick sie anzog.

Er stand da zwischen einer Menge Gräber, an einem, das noch neu war. Seine Arme waren über die Brust gekreuzt, sein Haupt niedergebeugt, seine Miene war innig betrübt: zuweilen schüttelte er mit dem Kopfe, als ob er die Flüchtigkeit des menschlichen Lebens überdächte. Es war eins von den Gesichtern, die durch einen Zug von Sanftheit und Güte jedes Herz einnehmen: hierzu kam nun noch der Zug von Trauer, und eine Blässe, die dem Gesichte nicht von Natur gehörte, die Krankheit oder ein langer Gram darauf verbreitet hatte. Und neben allen diesen Zügen lag doch wieder ein so schöner Zug von Geduld auf diesem Gesichte, daß man sich gezwungen fühlte, wenn auch nicht zu fragen, was fehlt dir? doch von diesen Lippen zu lernen, wie man Leiden ertragen soll.

Ludwig und Berghorn giengen sogleich, wie sie den Mann erblickten, näher, und Berghorn fragte nach dem Namen des Dorfs. Der alte Mann zog seine schwarze Sammtmütze ab, und schneeweißes Haar bedeckte den Kopf des Alten. Er nannte des Dorfs Namen mit einem Tone,

der mehr als sanft war: er kam aus einem Herzen voll schwerer Leiden. Das hörte man ihm an. Nach einigen Fragen und Antworten fragte der Herr von Berghorn: Sie sind wahrscheinlich der Herr Pfarrer des Dorfs? Der Alte lächelte, allein mit einer Wehmuth in dem Blicke, die unbeschreiblich war. Ja, sagte er, heute noch! Er sah dabei auf die Gräber nieder, als sehnte er sich hinein. Heute noch? fragte Ludwig: wie verstehen Sie das, Herr Pfarrer? Der Alte lächelte wieder mit dem vorigen Blicke: Lieber Gott, freilich, so ein alter Mann, werden Sie denken! Ich bin abgesetzt, und morgen kommt mein Nachfolger. Da soll ich fort! — Ludwig sah ihn an, und schwieg. Er suchte auf des Alten Gesicht etwas, das diese Absetzung rechtfertigte, und schwieg wieder. Er sah auf den Officier, und wünschte, daß der fragen möchte, warum? Der schwieg ebenfalls. Er fürchtete, den alten Prediger in Verlegenheit zu bringen.

Herr Pfarrer, sagte der Officier, so werden Sie wohl die Bitte abschlagen, die ich Ihnen

eben thun wollte, uns diese Nacht in Ihrem Hause zu beherbergen? — Warum denn das? sagte der alte Mann: mit dem, was ich habe, möcht ich gastfrei seyn, bis ich Erde werde. Kommen Sie immer! Er schritt über die Gräber weg in die Pfarrwohnung, und beide folgten ihm nach. Er bot ihnen nun mit einer ungemeinen Gutherzigkeit einige Erfrischung an, fragte, woher sie kämen, wohin sie wollten, mit einer Ruhe, die bei seinem morgenden Schicksal nicht natürlich schien. — Sie sind sehr ruhig, Herr Pfarrer! sagte der Officier: wahrscheinlich ist es Ihnen gleichgültig, daß — daß man mich absetzt? Ich bitte um Verzeihung. Es geht mir sehr nahe, und wenn ich dran denke, so möchte mir das Herz brechen. Denn sehen Sie, ich bin hier als Kind erzogen. Mein Großvater war hier Prediger, mein Vater auch, und ich nun schon seit neun und vierzig Jahren. Ich bin nur drei Jahre meines Lebens auswärts gewesen. Da können Sie leicht denken, wie weh das thut, wenn man so gleichsam unter den Gebeinen und Geistern seiner Vorfah-

ren weg soll. Da stand ich noch einmal heute zwischen den Gräbern, und Sie glauben nicht, wie viel ich drum gäbe, daß ich heute noch stürbe! Begraben müßten sie mich denn doch hier! — Wohin werden Sie aber ziehen, Herr Pfarrer? — Noch weiß ichs nicht. Die Absetzung kam so schnell, so schnell wohl nicht; aber ich hatte keinen Glauben daran, und wie es denn nun wohl gewiß genug war, da starb meine Frau, ich denke, vor Gram. Gott weiß es, meine Herren, es ist, als ob mir die Welt um das Dorf her verschlossen wäre. Da gieng ein Tag nach dem andern hin. Ich weiß eigentlich nicht, wohin ich mich wende, und da haben mir die Leute aus dem Dorfe angetragen, ich sollte hier bleiben, und im Wittwenhause wohnen, bis an meinen Tod. — Aber um Gotteswillen, lieber alter Mann, was haben Sie denn verbrochen, daß man Sie in diesem Alter so unmenschlich hart noch in die Welt hinausstößt, die Sie nicht kennen? — Verbrochen? das legt man mir nicht zur Last! Das ist eine langweilige Geschichte, die meiner seligen Frau

manchen Verdruß gemacht hat, weil sie es nicht begriff, warum mich ein preiswürdiges Konsistorium absetzte. Der alte Mann setzte sich denn nun hin, weil die beiden Herren ein Verlangen darnach bezeigten, und erzählte ihnen die Geschichte seiner Absetzung.

Der alte Mann, Grieshoff, war von seinem Vater hier im Dorfe, bis zu seinen akademischen Jahren, erzogen. Unbekannt mit allen Verhältnissen unter Menschen, bezieht der Jüngling die Akademie, besucht die Kollegia, ohne irgend eine Bekanntschaft in der Welt zu machen, die ihn hätte erinnern können, daß Menschen gegen einander andere Gesinnungen haben könnten, als die er bei seinen Eltern, bei seiner Kusine fand, die mit ihm erzogen war, und bei den Bauern seines Dorfs, Gesinnungen der Liebe, der Freundschaft, der Güte. So kehrte er, ohne mehr von der Welt, als fremde Gesichter gesehen zu haben, wieder in die Arme seiner Eltern zurück, wurde seines Vaters Substitut, heirathete seine Kusine, wurde nach seines Vaters

Tode Pfarrer, und lebte gerade, wie sein Großvater gelebt hatte, in einer so ruhigen Zufriedenheit mit seinen Schicksalen, und mit allen Menschen, daß er den Artikel von der Sünde und Bosheit des menschlichen Geschlechts, mit aller Geneigtheit zu glauben, dennoch für ein wenig sehr übertrieben hielt. Indeß hatte das wenig Einfluß auf sein Leben, das in aller Ruhe, in jedem häuslichen Genusse, in der reinsten Liebe gegen seine Frau, und seiner Gemeinde dahin floß. Er studierte noch immer unablässig Dogmatik, weil man es ihm bei seiner Ordinazion zu einer Amtspflicht gemacht hatte, ob gleich er nicht einsah, wozu er das je in dem Laufe seines Lebens nutzen würde. So war er wirklich ein gelehrter Prediger geworden, der, wenn er nicht sehr tolerant und friedliebend gewesen wäre, wenigstens seinen Amtsbrüdern hätte fürchterlich werden können. So kraus nun auch seine Dogmatik war, so einfach war seine Moral. Die hatte sein Herz gemacht, und sein Herz allein; allein diese Moral paßte wiederum nur

für ihn selbst, und seine Gemeinde. Für alle andere Menschen wäre sie zu kurz, zu wenig beweisend, zu einfach gewesen. Liebet Gott! denn er thut Euch wohl: liebet Eure Brüder! denn Liebe thut wohl, und Haß macht unruhig, und ihr werdet nach eurem Tode so glücklich seyn, als wir es hier uns wünschen können. Das war des Mannes ganze Moral.

So lebte er bis in sein acht und funfzigstes Jahr, einen Tag wie den andern. Auf einmal kommt ein Jude zu ihm, in Gesellschaft eines kleinen Mädchens von einem Jahre. Er bringt ihm das Kind, nebst einem Briefe vom Schwager des Pfarrers. Die Geburt des Kindes hatte der Mutter das Leben gekostet, und der Gram über den Verlust der geliebten Frau riß den Vater nach einem Jahre ins Grab. Der sterbende Vater übergab dem Juden, seinem Bekannten, das Mädchen, und ersuchte ihn, es seinem Schwager, dem Pfarrer Grieshoff, mit dem Briefe zu überbringen, worin er den Prediger bat, das Kind zu sich zu nehmen, und es als sein Kind zu erziehen.

Der Jude richtete den Auftrag von seinem verstorbenen Freunde aus. Der Pfarrer nahm das Kind auf; wie jede andere Begebenheit, ohne etwas anders dabei zu denken, als es ist meiner Schwägerin Tochter: ihre Eltern sind todt, und natürlich tritt der Schwager in die Rechte des Vaters! Das kleine Vermögen des Kindes, das in einigen hundert Thalern bestand, war ausgethan; der Pfarrer empfieng die Scheine darüber, und schloß sie in seinen Schrank, und die ganze Sache war vollkommen abgemacht.

Der Jude setzte sich zu dem alten Pfarrer hin, und erzählte ihm, wie er mit seinem Schwager bekannt, wie er sein Freund, wie er der Exekutor seines Testaments geworden war; die Pastorin trocknete sich bei der Erzählung zehnmal die Augen, küßte eben so oft das Kind, als ob sie dem das durch Liebe wieder gut machen wollte, was seine Eltern in der Welt hätten leiden müssen, und der Pastor fühlte sich bewegt, besonders durch das Zutrauen, das sein Schwager auf den Juden

gesetzt hatte, und durch des Juden Redlichkeit gegen das Kind; denn der Jude hatte das Vermögen des Kindes größtentheils durch seine Thätigkeit gerettet. Man sprach von andern Dingen, vom Handel und Wandel, und der Jude versprach, dem Pastor seinen Tabak, Zucker und Kaffee, und andere Haushaltungs-Waaren um bessere Preise zu besorgen, als er sie bis dahin bekommen hatte. Den andern Tag reiste der Jude ab.

Wie alle Waaren, die der Jude versprochen hatte, besser und wohlfeiler ankamen, und dabei ganz umsonst ein Stück Leinwand für sein Mündelchen, wie sich der Jude ausdrückte, so gieng noch ein Theil von des Pfarrers Dogmatik verloren; denn er hatte, da der Artikel von der Sünde gar nicht für die Menschen, die er kannte, passen wollte, diesen ganzen Punkt auf die Juden geschoben, und so doch das Ansehen der Dogmatik gerettet. Jetzt fand er auch einen Juden, der ein guter Mensch war, und er gerieth in Zweifel, die er nicht auflösen konnte. Von Zeit zu Zeit besuchte

ihn der Jude, und er wurde nach und nach sein Agent in der Welt, so daß von diesem Zeitpunkte an, die Welt, mit der er doch noch durch die Nothwendigkeit des Kaufens verbunden war, ganz aus seinen Augen verschwand; und der Jude war sein Agent mit so vieler Redlichkeit, daß die benachbarten Pastorinnen den ehrlichen Mann in den Verdacht nahmen, er müsse die Waaren für den Pastor stehlen. Dazu war der Jude auf Reisen gewesen, und wußte unendlich viel zu erzählen: wovon der Pastor in seinem ganzen Leben noch nichts gehört hatte, und so schwang sich der Jude in dem Hause des Pastors zu dem Posten eines Hausfreundes in die Höh, und noch mehr, da er keinen Bart trug, weil er nicht verheirathet war, so vergaß man es endlich ganz und gar, daß er ein Jude war. Der Pastor konnte wohl manchmal es in dem Grade vergessen; daß er gegen den Juden über die Zweifel gegen die Dogmatik klagte. Der Jude lächelte dann gewöhnlich, drückte dem alten Mann die Hand, und sagte: Jetzt sehe ich, daß Sie

mich wirklich lieb haben, weil Sie gar nicht daran denken, daß ich ein Jude bin.

So wurden die beiden Menschen mit jedem Male, daß sie sich sahen, und der Jude kam sehr oft, vertrauter und inniger; und wenn die Zeit kam, daß der Jude gewöhnlich erschien, so konnte der Pfarrer nicht auf seinem Zimmer bleiben. Er gieng bald vor die Hausthüre, bald vor die Hinterthüre, und sah nach seinem ehrlichen Joseph aus. Er erzählte ihm zuweilen, in den Stunden des freundschaftlichen Vergessens, seine Predigten, fragte ihn um Rath, um seine Meinung; und des Juden Moral, war um eine Haar dieselbe, die der Pastor hatte, nur daß sie nicht so kurz war, und auf mehrere Stände paßte; und über diesen Theil der Predigt ließ sich auch der Jude ein, und half selbst dem Pfarrer auf manche neue Vorstellung.

So redeten sie einst von dem verstorbenen Schwager, und von da kamen sie auf das Leben nach dem Tode. Der alte Prediger gab dem ehrlichen Joseph über Tisch die Hand,

und sagte, wenn wir erst da sind, da werden wir beide noch manchmal über das lachen, worüber wir uns heute Abend die Köpfe zerbrechen. Gute Seele, sagte der Jude eifrig, und schüttelte seinem Freunde die Hand, Gottlob! daß Sie nicht zu den unmenschlichen Christen gehören, die uns Juden ewig verdammen! Der alte Mann gerieth bei diesem Gottlob in eine große Verlegenheit, denn er gehörte ganz richtig zu diesen Christen. Statt also auf dieses Lob zu antworten, schlug er die Augen nieder, und schwieg. Sein Kopf hatte sich wieder vergessen, und sein Herz hatte gesprochen. Joseph merkte das, und da er mit dem Herzen seines Freundes zufrieden war, und seines Kopfes nicht bedurfte, so brach er das Gespräch ab, und nach einer Minute hatte er es ganz und gar vergessen. Desto weniger vergaß es aber der alte Mann. Er schüttelte den Abend wohl noch zehnmal den Kopf, trommelte mit den Fingern auf dem Tische, das gewöhnliche Zeichen seiner stillen Träumereien, und antwortete den Abend noch zehnmal ganz

verkehrt. Noch an der Seite seiner Frau im Bette seufzte er tief auf, lag unruhig, und sagte, wie ihn seine Frau um die Ursach seiner Unruhe fragte: Mit einem Juden ist doch schlecht Freundschaft halten! — Wie so, Papa? — Ja, wie nahe wird es mir gehen, wenn unser Joseph soll verdammt werden! — Ja, du lieber Gott! das ist wahr! sagte die Frau gähnend und schlief ein. Der Pastor wachte noch eine ganze Stunde, und sann hin und her über das Schicksal seines Freundes. Den andern Tag ganz frühe, studierte er noch einmal sein neues Testament in dieser Rücksicht, und fand zu seinem großen Erschrecken das Unglück seines Freundes gewiß. Er drückte ihm mit einer zärtlichen Wehmuth die Hand, wie er aufstand, und endlich, wie Joseph in ihn drang, was ihm fehlte, gestand er ihm die Ursach seiner Unruhe. Der Jude lächelte. Lieber Freund, möchten Sie mich wohl ewig verdammen? — Ich? nein, ich nicht! — Warum nicht? — Weil ich Sie liebe. — Möchten Sie wohl irgend einen

Men-

Menschen ewig verdammen, auch den Sie nicht liebten? — Nein, denn ich habe kein Recht dazu. Aber gesetzt, man gäbe Ihnen dazu das Recht? — Dennoch nicht! — Warum nicht? — Weil ich es nicht über mein Herz bringen könnte. — Richtig! weil Sie zu gut dazu sind. Glauben Sie denn, Herr, daß Sie besser sind, als Gott? — Der Pastor stutzte. Ein solcher Beweis war ihm noch nicht vorgekommen. Er wußte nichts darauf zu sagen.

Aber nachdem er sich ein Weilchen bedacht hatte fieng er wieder an: die deutlichen Aussprüche der Bibel! — Des neuen Testaments, wollen Sie sagen: die glaube ich nicht; denn ich bin ein Jude. Ich bin ruhig. — Aber, lieber Joseph, ich glaube daran, und ich habe Sie lieb. Es hat mich die Nacht nicht schlafen lassen! — Nicht? nun das belohne Ihnen Gott, und zugleich vergebe er es Ihnen, daß Sie denken können, Er, als die höchste Liebe, wolle ein Geschöpf nicht retten, um dessen Rettung Sie, ein Bild nur von seiner Liebe, eine schlaflose Nacht hatten! — Ach, lieber Joseph,

mein Vermögen gäbe ich darum, wenn ich darüber beruhigt wäre, denn ich habe Sie gar zu lieb! — Der Jude drückte mit in Thränen schwimmenden Augen den Alten an seine Brust. Ich spreche nicht gern mit Menschen von Religion. Gute Menschen haben immer eine gute Religion, und manche Sätze, wie dieser, haben keinen Einfluß auf ihr Herz: böse Menschen haben gar keine Religion. Es ist also selten nöthig, über Religion zu streiten; aber, lieber Freund, Sie scheinen unruhig über mein Schicksal zu seyn, und ich habe Sie ebenfalls zu lieb, um Ihnen nicht gern eine unruhige Stunde abnehmen zu wollen. Er ließ sich also eine hebräische Bibel bringen, und nun schlug er dem Pastor im alten Testamente alle die Stellen, die ihm der Pastor im neuen Testamente auf diesen Fall vorlegte, auf, und zeigte ihm daß im alten Testamente diese Stellen nur immer auf einen Zustand des jüdischen Volks in diesem Leben giengen, und nur gehen konnten, und suchte nun mit seiner Beredsamkeit, der Jude redete sehr gut, den Pastor zu überreden,

daß alle diese Stellen des neuen Testaments, nur gewöhnliche Anwendungen des Alten, nach den damaligen Volksmeinungen der Juden wären. Joseph focht mit einem hartnäckigen Gegner; allein nach einigen Unterredungen, wußte er das Ding so wahrscheinlich zu machen, daß der Pastor gezwungen war, nachzugeben.

Diese Untersuchung zog aber mehrere nach sich. Der Pastor berief sich, um den Beweis zu schwächen, auf die Göttlichkeit des neuen Testaments, stützte den Beweis davon auf die Wunder, und die Wahrheit der Wunder auf die historische Glaubwürdigkeit des Buchs. Der Jude griff diese letzte an. Er erklärte die Schriftsteller dieses Buchs für kluge und für ehrliche Leute, ohne aber die Folge gelten zu lassen, die der Prediger sogleich daraus ziehen wollte. Haben Sie nie, sagte er, Ihre Kinder getäuscht, wenn sie die Wahrheit nicht einsehen konnten? haben Sie nie Arzenei mit Zucker versetzen lassen? und sind Sie darum ein Betrüger, weil Sie das thaten? Wie? wenn nun die Juden schlechterdings die Wahrheit nicht anders als so annehmen wollten?

sogar nicht konnten? wie, wenn das engherzige, harte, sklavische Gesetz Mosis, ihnen auf keine andere Art zu entreissen war, als allein durch Einen, den sie höher hielten als Moses? mußte denn nicht dieser Eine erscheinen, und so erscheinen, als sie sich ihn dachten? als sie sich ihn, nach Maaßgabe der nach der Gesangenschaft so ganz mißverstandenen heiligen Bücher dachten? Joseph fieng nun an ihm wiederum Stellen aus dem alten Testamente auf jüdische Weise nach dem Aberglauben des Talmuds zu erklären, und sie auf das neue Testament und dessen Erklärung anzuwenden, und setzte seine Beweise mit einer so wahr scheinenden Feinheit und Beredsamkeit durch, daß er den armen Pastor, der nichts als die alten Beweise der damaligen Dogmatik kannte, damit aus einer Verlegenheit in die andere brachte. Der Prediger verschanzte sich hinter die Zeugnisse der Feinde der christlichen Religion für die Wunder, hinter den Celsus und Hierokles; aber auch hier griff ihn der Jude unbarmherzig an. War nicht der Geist des Zeitalters, in dem diese Leute schrieben, wun-

dersüchtig? Sie glaubten sowohl an Wunder der Heiden, als der Christen. Solche Leute zeugen von nichts weiter, als daß es leicht war, die damaligen Menschen von geschehenen Wundern zu bereden. Dieser Beweis gilt mehr für mich, als für Sie! Joseph zeigte ihm nun aus dem fabelhaften Talmud, welche Vorstellungen die Juden sich von dem Messias machten, und auf welche Stellen des alten Testaments sie diese riesenhaften Vorstellungen gründeten, und suchte nun das neue Testament hieraus zu erklären. Der Prediger, dem es an dem Ehrgeize, Recht zu haben, fehlte, und der sich nur belehren wollte, gerieth in eine ungeheure Unruhe, daß sein ganzes System so auf einmal über den Haufen gestürzt wurde. Er versuchte noch hundertmal, es wieder aufzurichten; allein mit jedem Versuch lernte er, daß er mit diesem Joseph hätte gar nicht disputiren müssen, wenn er sein System hätte halten wollen. Aber was bedurfte der Prediger bei seinem einfachen, reinen Herzen, bei seiner genügsamen Ruhe, bei seinem auf alle seine Empfindungen sich

stützenden Glauben an Gott und an ein ewiges Leben, worin er mit dem Juden so gleich dachte und fühlte, eines künstlichen Systems? Die Ruhe seines Gemüths stützte sich auf sein ganzes Leben, auf sein ganzes Wesen. Die neuern Ideen änderten an ihm selbst nichts. Er blieb, der er gewesen war. Sein Kopf hatte eine Aenderung erlitten; sein Herz war dasselbe. Einige Predigten fielen wohl weg, und diese Totalveränderung in dem Kopfe dieses Mannes, zog nicht die kleinste Veränderung in seinem Leben, in seiner Art zu fühlen, und in seiner ganzen Gemeinde nach sich. Niemand wußte etwas davon, als allein Joseph, mit dem er nun sehr freundschaftlich den Himmel als Mensch theilte.

Dies geschah in dem ersten Jahre ihrer Bekanntschaft. Nach und nach wurde es ihr gewöhnliches Gespräch, und der Prediger wurde zuletzt so ruhig dabei, als ob er nie anders gedacht hätte. Diese neue Vorstellungsweise drückte sich endlich so tief in seine Seele, daß sie ihm selbst wie angeboren schien, und er begriff

gar nicht, wie ein Mensch auf eine andere Weise sich die Sache vorstellen könnte. Dabei studierte er immer unter der Hülfe des gelehrten Juden hebräisch fort, redete so oft mit seinem Joseph von allem dem, daß ihm die Ideen ganz geläufig und natürlich wurden. Endlich vergaß er ganz und gar, daß er nicht so denken dürfe, und er würde sich schon in dem ersten Jahre schlimme Händel zugezogen haben, wenn er öfter mit seinen Amtsbrüdern zusammen gekommen wäre. Seine Herren Amtsbrüder, wenn er auch einmal von ohngefähr mit ihnen auf ein solches Gespräch gerieth, brachen sogleich ab, weil sein erstes war, das Buch, mit der ihnen allen so fürchterlichen hebräischen Sprache, hervorzuholen. So befand sich, ohne daß man es nur ahnte, in diesem Sprengel ein fürchterlicher Ketzer, wie es je einen gegeben hat.

Nach dreizehn Jahren aber, unter dem neuen Consistorialpräsidenten, zog sich über dem grauen Scheitel des Greises ein Ungewitter zusammen, daß er nie befürchtet hatte. Der neue Präsident wollte die Synodalzusammen-

künfte der Pfarrer wieder hergestellt wissen, und der Alte erschien also noch einmal bei seinem Superintendenten, in Gesellschaft von zwölf seiner Amtsbrüder in der Welt. Seine Kleidung, sein Betragen bei seinem Eintritt, seine einfachen Worte, wie er sich dem Vorsteher der Synode zeigte, ließen das gar nicht erwarten, was er wirklich war. Der Superintendent hatte vielmehr sich auf einige der jungen Prediger und ihre Einwürfe gefaßt gemacht; aber nicht auf diesen Alten, der mit einer herzlichen, einfältigen, zutraulichen Miene als der Aelteste der Prediger sich an die Seite des Superintendenten setzte, und die Bibel ohne Punkte, die der Superintendent als ein Schaugericht auf den Tisch gelegt hatte, aufblätterte, und still wieder an ihren Platz legte. Wenn etwa, sagte der Superintendent, aus dem alten Testamente etwas aufgeschlagen werden sollte: doch habe ich auch eine mit Vokalen. — So? sagte der alte Grieshoff, und schwieg. Die erste Thesis wurde vorgelegt. Sie handelte von der Auferstehung der Todten.

Lächelnd forderte der Superintendent den alten Mann auf, seine Meinung ganz kurz darüber zu sagen. Sie sind ein alter Mann, sagte er, seit Ihrer Zeit hat man noch viel neues darüber geschrieben, und ich weiß, daß Sie freilich nicht mit dem Zeitalter fortgehen können. Es fehlt am Gelde, das erkenne ich. — Ja wohl, Herr Superintendent; indeß Gottlob, so lange wir das Buch haben, (er ergriff die Bibel ohne Punkte) so kann man doch wenigstens etwas wissen. Er erklärte nun aus dem Daniel, und Ezechiel, den Psalmen und andern Propheten diese Lehre des neuen Testaments als mißverstandene Stellen des alten Testaments, und da der Superintendent, der heute den Heterodoxen machen wollte, und sich auf Einwürfe allerlei Art geschickt hatte, über die Erklärung des Alten erstaunte, und nach Beweisen fragte, so las der Alte mit einer solchen Fertigkeit die hebräischen Beweisstellen ab, verglich sie mit den Stellen im neuen Testamente, zeigte den Zusammenhang in sich selbst, den Mißverstand im Griechischen, und that die-

ses alles mit einer Sicherheit, mit einer Geläufigkeit, mit einer so unbefangenen Herzlichkeit, daß seinem Nachbar das Wort in dem Munde erstarb. Der Superintendent, der wirklich nicht ganz unwissend war, machte Einwürfe; der Alte hob sie. Der Superintendent versteckte sich hinter die Theopneustie. Der Alte jagte ihn da mit dem Hebräischen und Griechischen hervor, und versicherte zuletzt, da ihn sein Nachbar fragte, ob er denn im Ernst so denke? er könne nicht begreifen, wie man bei dem Einleuchten dieser Wahrheit anders denken könne! Der Superintendent sah seinen Mann auf diese Versicherung an; allein dieser blieb sehr ruhig dabei. Er fieng noch einmal mit ihm an, und bekam wieder eine Generalsalve mit dem Hebräischen, und jetzt berief sich der Prediger sogar auf den Talmud, fieng Rabbinisch an zu reden. Der Superintendent vergoß große Angstperlen von Schweiß, und die Zeit zu dem Dispüt war verflossen.

Man verbeugte sich, stand auf, gieng zu den Frauenzimmern, und nun war der alte

Grieshof wieder so einfach, so einfältig, daß es ihm wohl keine der Damen ansah, wie heldenmüthig er einige Stunden vorher gefochten hatte. Der Superintendent schüttelte hundertmal den Kopf, wenn er den alten Mann ansah. Er nahm ihn noch einmal allein: aber, lieber Mann, so stoßen Sie ja ganz unsere Lehre um! — Was ich umstoße, antwortete Grieshof lächelnd, gehörte nur für die einfältigen, abergläubischen Juden, und nicht für die Christen. Aber, mein Gott, bedenken Sie, ich muß das dem Konsistorium einberichten! — O lieber Herr Superintendent, das weiß das Konsistorium schon lange. Der Pastor meinte: die Meinung sey so natürlich, daß das Konsistorium es längst wissen müßte. Der Superintendent verstand es anders. Kurz, es war nun nicht anders.

Der Superintendent machte seinen Bericht an das Konsistorium von der Ketzerei des Greises, setzte aber hinzu, daß der Alte gar nichts Arges dabei dächte, auch, wie er gehört habe, sehr erbaulich predigte. Der Bericht war so

menschlich, daß das Konsistorium geneigt war, die Sache in der Stille mit einer Warnung abzumachen. — Grieshof wurde zitirt. Man fragte, und der alte unbefangne Greis, der seit dreizehn Jahren, nichts anders gedacht hatte, erklärte sich eben so offen vor dem Konsistorio, als auf der Synode, nur noch ein wenig weitläuftiger. Man erstaunte über den Umfang dieser Ketzerei eben so wohl, als über des Greises furchtlose, sanfte, unbefangene Ruhe. Man begriff auf keine Weise die Einfalt des Herzens des Alten, bei so viel Ausschweifungen seines Kopfes. Man fieng sogar mit ihm an, über seine Vorstellungen zu disputiren, um ihn davon abzubringen; allein der Talmud, den kein Einziger dieser Herren in dem Umfange kannte, wie es hier nöthig war, war des Alten Schutzmauer. Aber, mein Gott, Mann, mit diesen Begriffen sind Sie ja wahrhaftig ein wahrer Jude! der Alte lächelte sehr gutmüthig: wie, meine hochwürdigen Herren? eben diese Begriffe, denk ich, sprechen mich ja von allem Judenthum frei! denn se-

hen Sie, ich verwerfe ja allen jüdischen Aberglauben! Ich halte mich ja allein an die Lehre unserer Religion: Liebe Gott, deinen Nebenmenschen, um gut zu seyn; glaube eine Vorsehung, und ein ewiges Leben, um ruhig zu seyn! Man stellte dem alten Manne vor, daß er diese Begriffe ablegen müsse, wenn er Prediger bleiben wolle. — Aber ich habe ja Recht! Meinen Sie denn nicht, liebe Herren, daß ich sie sogleich ablegen wollte, wenn sie nicht Wahrheit wären?

Man ließ ihn gehen; man berathschlagete mit einander. Man sah sehr wohl, daß dieser Mann mehr Schonung verdiene, als ein Anderer, weil er auf keine Weise damit umgieng, seine Irrthümer zu verbreiten. Des alten Mannes Herzlichkeit hatte auf das ganze versammelte Konsistorium eine große Wirkung gehabt. Man entließ ihn, und sandte ihm einen Befehl, seine Irrthümer summarisch zu widerrufen. Man wollte ihn schonen. Der alte Mann verstand die Meinung des Konsistoriums nicht. Er prüfte sich noch einmal, las

seinen Kodex noch einmal durch, und antwortete dem Konstorium, daß er seine Meinung noch immer für Wahrheit hielte, und setzte noch einmal schriftlich sein System auseinander. Nun fieng die Sache an, Lärmen zu machen. Man forderte noch einmal Widerruf. Der Alte konnte ihn nicht geben. Lieber Gott, sagte er, ist es möglich, daß man nicht einsieht, daß es so ist? Das einfache reine Herz des Alten wußte nicht, daß es möglich ist, zu sagen: ich glaube das, und im Herzen darüber zu lachen. So lange von der Welt geschieden, wußte er nichts von dem Gange, den die Welt fordert. Die Forderungen des Konsistoriums schmerzten ihn, denn er mußte sie abschlagen. Der befehlerische Ton in den Dekreten schien ihm eine Form; denn er konnte nicht begreifen, wie man durch einen bloßen Befehl Wahrheit zu Irrthum umschaffen könnte.

Wie seine Absetzungs-Sentenz ankam, so erstaunte er mehr, als er erschrack; denn er begriff nicht, wie man ihn absetzen könne, weil er keinen jüdischen Aberglauben annehmen wolle. Er glaubte auch nicht recht daran. Kurz,

der alte Mann, trotz seinen Irrthümern, war doch des höchsten Mitleidens würdig: er war so unschuldig zu seinen Irrthümern gekommen, hatte sie so vertraulich selbst bekannt gemacht, und blieb so gutmüthig bei ihnen, daß ich wenigstens Lust hätte; ihm seine Irrthümer zu verzeihen. Genug, er war abgesetzt: bei seiner Frau, die ohnehin schon kränkelte, zerstörte noch den glimmenden Funken des Lebens das heftige Erschrecken, das ihr die Sentenz erregte. Sie starb. Unfähig, durch den Tod seiner so herzlich geliebten Frau, durch die Abwesenheit seines Josephs, der während der ganzen Zeit verreist war, unfähig dadurch, zu denken, zum Entschlusse, schlich ein Tag nach dem andern hin. Das Konsistorium ließ nichts von sich hören, er eben so wenig. Schon glaubte er, vergessen zu seyn; indeß studirte er ämsig fort, um desto deutlichere Beweise für seine Meinungen zu haben, wenn man sie aufs neue fordern sollte; und auf einmal kam ein neuer Bericht vom Konsistorium, der ihm den Befehl brachte, dem neuen Pfarrer auf

den und den Tag die Pfarre einzuräumen, und man gab ihm den Rath, seine Stelle scheinbar zu resigniren, weil man Mitleiden mit seinem Alter hatte, und ihn nicht gern noch beschimpfen wollte.

Diese Nachricht schlug den alten Mann ganz nieder. Das hatte er nicht erwartet, aber auch hier noch war er nicht ganz ohne Rettung verloren. Das Konsistorium hoffte auf eine Gegenvorstellung, auf eine Bitte, das Urtheil zu mildern. Vergebens! Der alte Mann blieb ganz unthätig, und erwartete zwischen Furcht und Hoffnung den Tag, noch immer ohne Begriff von dem, was er verbrochen hätte, das einer so harten Strafe werth sey. Der Tag rückte näher, und er fieng denn doch an, gegen seine Gemeinde darüber zu reden, die ihn von ganzem Herzen bedauerte, und ebenfalls nicht begreifen konnte, wie ihr lieber guter Pastor abgesetzt werden sollte, weil er keinen jüdischen Aberglauben glauben wollte. Sie beschloß mit einer Gegenvorstellung einzukommen; allein die Vorstellung sollte gerade

den Tag abgehen, da der neue Pastor eingeführt werden sollte. Den Tag vor der Einsetzung des neuen Pfarrers, gieng Grieshof noch einmal auf den Kirchhof, wo seine Voreltern, seine Frau, und alle seine Anverwandte begraben lagen. Hier stand er zwischen den Gräbern, und hielt in Gedanken, und mit einem tiefen Kummer, eine Art von Abschiedsrede an diese geliebten Gräber, und mitten in dieser Rede trafen ihn Ludwig und Berghorn.

Er hatte ihnen seine Geschichte erzählt. Ludwig gerieth in den lebhaftesten Unwillen über das Verfahren des Konsistoriums; der Officier hingegen vertheidigte es, und hielt die Meinungen des Predigers doch für unchristliche Irrthümer. Erlauben Sie, sagte der Pfarrer, und holte seine Bibel: Sie sollen sehen, daß ich ganz recht habe. Der Officier verbat sich das Disputiren, umarmte den Alten, und sagte: so sehr verschieden ich auch von Ihnen denke, so gleich fühle ich dennoch mit Ihnen. Und das Herz, lieber Mann, das Herz, denk ich, macht den Menschen! Ludwig flog heftig in des

Mannes Arme, so denke auch ich, alter, lieber, guter Mann, und noch mehr, ich bin auch Ihrer Meinung! — Also haben Sie es auch studiert? fragte der Alte freundlich, so sagen Sie mir doch . . . — Nein, sagen kann ich Ihnen nichts, denn ich weiß nichts; allein ich denke, ein solches Herz, wie Ihres, kann die Wahrheit nicht verfehlen. Der Alte sagte lächelnd: Sie kennen meine Meinungen nicht, und Sie loben, und Sie tadeln sie. Ich weiß nicht, so etwas Aehnliches muß dem Konsistorium auch begegnet seyn.

Nun kam auch seines Schwagers Tochter, ein Mädchen von vierzehn Jahren, ohne Schönheit, aber mit einem so himmlisch unschuldigen Gesichte, daß der böseste Mensch nichts Arges von und bei diesem Gesichte hätte denken können. Es war schon ein großes Mädchen, aber noch ein Kind an Herzen und Phantasie. Sie spielte noch, phantasierte über die morgende Absetzung, und freute sich, daß sie nun mit dem Onkle weit, weit wegreisen sollte. Sie hatte das ganze, reine Herz des Mannes in ih-

rer Brust, und sie erzählte den Fremden, in Abwesenheit des Alten, den Tod der Tante, so rührend, und so gerührt, daß sie beide Herzen für sich einnahm. Um neun Uhr gieng der Alte zu Bette, und weil er wenigstens die Betten auf ein Zimmer hatte bringen lassen, so schliefen seine Gäste mit ihm auf einem Zimmer. In einigen Minuten schlief er sehr fest und ruhig. Der Officier beugte sich aus dem Bette nach Ludwig, und sagte: was gäbe der glückliche Lasterhafte darum, wenn er so ruhig schlafen könnte, wie der Greis, die letzte Nacht seines Glücks! — Oder auch ein Tugendhafter, setzte Ludwig seufzend hinzu. Er dachte eben an Rosen.

Am andern Morgen erwachte der alte Mann sehr früh, stand auf und gieng in den Garten. Ludwig und der Officier giengen ihm auf dem Fuße nach. Er begoß die Blumen, womit die Parterre besetzt waren, und sang dabei mit einer schönen Stimme das Gellertsche Lied: Wie groß ist des Allmächtgen Güte! Bei den Worten: der Herr hat meiner nicht vergessen; ver-

giß mein Herz auch seiner nicht! drehete er sich um, und seine Augen strahlten von Freude und Dank. Und das am Morgen Ihres Unglücks? fragte Berghorn, und gab ihm die Hand. Sehn Sie doch, sagte der Alte, welch ein schöner Tag! Ich bin gewiß nicht vergessen! Sie bewunderten des Alten Blumen. Mein Vater, sagte er, war ein Blumenfreund; ich bin es auch; vergessen Sie es nicht, ich will doch meinen Nachfolger fragen, ob er es auch ist? es sollte mir lieb seyn; denn ich habe sehr schöne Sorten. Dabei begoß er weiter, band hier eine Blume auf, riß hier ein Unkraut aus, drückte dort die Erde fest. Das kleine Mädchen wollte Blumen pflücken. Heute nicht, Elisabeth! sie sind nicht mehr mein! Dem Officier traten bei diesem Schauspiel die Thränen in die Augen, leise flüsterte er Ludwigen ins Ohr: ich könnte es nicht übers Herz bringen, den Mann abzusetzen, und wenn er Gott leugnete. Welch ein Herz! welch ein Herz! Ludwigen schwamm das Herz in Unmuth. Ich glaube, es wird mir doch ein wenig schwer ankommen, den Garten verlassen

zu müssen, und doch noch zu leben. Sehn Sie die Bäume sind gleichsam meine Familiengeschichte. Der alte Birnbaum wurde gepflanzt, wie mein Großvater hier als Pfarrer herkam; der Apfelbaum bei der Geburt meines Vaters. Der Baum dort ist vier und siebenzig Jahre alt, gerade wie ich, und hier dieser bedeutet dort das Mädchen. Ich und der Jude haben ihn gepflanzt. Wie wird sich der Joseph wundern, wenn er zurückkommt und mich besuchen will, und findet mich in dem engen Häuschen, und meine Frau todt, und mich abgesetzt! Lieber Gott! was das Schicksale sind! Wenn mein Nachfolger mir nur den Birnbaum stehen läßt, so lange ich lebe. Zwar ist er abgestorben; allein ich glaube, ich verlöre meinen Großvater noch einmal, wenn er ihn abhauen ließe.

Aber grauet Ihnen nicht vor der Stunde, da Ihr Nachfolger in das Haus treten wird? fragte der Officier. Grauen wohl nicht; aber mir ist doch ein wenig ängstlich dabei: denn es muß ihm doch sehr unangenehm seyn, mich verdrängen zu müssen. Ich habe es mir aber auch

vorgenommen, sehr ruhig und heiter zu scheinen, damit ich ihm doch die unangenehme Stunde erspare. Lauter glückliche Leute haben hier in diesem Hause gelebt. Ich wünschte nicht, daß seine erste Stunde unangenehm seyn sollte. — O heiliger Gott! welch ein Herz! rief der Officier heimlich, und Ludwigs Groll gegen das Konsistorium stieg auf den höchsten Grad. Er mußte den Alten verlassen; denn er konnte sich der Thränen nicht mehr erwehren. Er gieng unter den Birnbaum, sah in seine Blätter, und rief mit feurigen Blicken: o ist es möglich? Gott, konntest du das Herz verlassen? —

In dem Augenblicke rollte ein Wagen an dem Garten weg. Der alte Mann erblaßte ein wenig, doch faßte er sich und gieng seinen Gästen entgegen. Der neue Prediger war ein junger Mann mit keiner üblen Gesichtsbildung, die aber bei dem Anblick des Alten etwas Zweideutiges bekam. In seiner Gesellschaft war ein Rath, der die Auseinandersetzung der beiden besorgen sollte. Ludwig konnte seinen Unwillen so wenig mäßigen, daß er

im Zimmer auf und nieder gieng, ohne die beiden Herren eines Blicks zu würdigen. Die ganze Gesellschaft war in einer allgemeinen Verlegenheit. Der alte Prediger war der Einzige, der ruhig war oder schien. Er legte sogleich eine Bitte bei seinem Nachfolger für seinen Birnbaum ein. Lieber Gott! sagte der junge Mann, der Birnbaum soll mir heilig seyn. Wollte Gott, ich könnte Ihnen mehr versprechen! Das sagte er mit einer so bewegten Freundlichkeit, daß man sah, es gieng ihm von Herzen. Der alte lächelte fröhlich und dankbar. Es war, als ob er mit dem Birnbaum seine ganze Pfarre gerettet hätte. Das Einziehen ins Witwenhaus machte keine Schwierigkeit: der Rath bewilligte es mit einem sehr gerührten Blicke. Man fieng an, sich von allen Seiten zu beruhigen. Ich betrachte mich hier, sagte der junge Man, bloß als Ihren Substituten, und so rechnen Sie auf meine ganze Ergebenheit.

Jetzt aber öffnete sich das Zimmer; der Alte sah sich um, und lag mit einem lauten

Freudengeschrei dem Juden Joseph im Arme. Ach, mein lieber Joseph, woher? heute? Nun Gottlob! so habe ich doch meinen Freund zur Seite, wenn ich den schwersten Gang meines Lebens gehe, aus diesem Hause. — Barmherziger Gott! rief Joseph, und legte sich weinend auf des Greises Schulter: wohin, wohin wollen Sie gehen? Fremd in der Welt, nirgend zu Hause, als gerade hier! O es ist unbarmherzig, sehr unbarmherzig! Ist es möglich? Gott! mußte ich das erleben? — Seyn Sie doch ruhig, Joseph, ich gehe ins Wittwenhaus, Was bedarf ich mit meiner Elisabeth? nichts als eines Daches, und das hab ich! — Was Sie bedürfen? o Gott, ich weiß, was Sie bedürfen, besser als Sie selbst. Unglücklicher, alter Mann, konnte der Barmherzige den besten der Menschen so schlagen? Soll das Ende deiner Tage noch in Kummer vergehen? und mußt ich das unglückliche Werkzeug seyn, Dich unglücklich zu machen? Denn, o Gott, kann ich Ihnen Ihren Garten, Ihre Bäume und Ihre reinen Freuden wiedergeben? O Gott,

meine Herren, dieser ehrwürdige Greis, dieser engelgute Alte, kann nirgends froh seyn, als hier, wo alle seine Freuden sich angefesselt haben. Ach, es ist sehr unbarmherzig! Er gieng bei diesen Worten im Zimmer auf und nieder, von Zeit zu Zeit warf er einen wehmüthigen Blick auf den Alten, Thränen flossen seine Wangen herab. Ich habe Sie unglücklich gemacht, theurer Freund, hob er wieder an: was ich konnte, hab' ich gethan, um Ihr Unglück zu mildern. Hier, hier, er legte eine Rolle Gold auf den Tisch, nehmen Sie, Freund! nehmen Sie! Gott gebe, daß es zureicht, Sie gegen Mangel zu schützen, Gott segne Sie! Ich muß fort! Er drückte den Alten in die Arme, und wollte fort.

Nein, edler Mensch, rief der Officier, bleiben Sie, bleiben Sie! Gott hat mich reich genug gemacht, diesen Schlag des Schicksals gegen den guten Greis abzuwenden. Sie kennen ihn, und wie Sie selbst sagen, besser, als er sich selbst; reden Sie, wie kann er glücklich werden? Machen Sie mich wiederum zu

einem Werkzeuge Ihres Herzens, und seines Glücks, edler Jude! mein Bruder! mein edler Bruder! — Der Jude blieb. Nichts, nichts thun Sie, als bringen Sie es dahin, daß er hier im Hause, und Herr seines Gartens bleibt! Herr Prediger; sagte der Offizier zu dem jungen Prediger, der mit finstern Blicken da stand, fordern Sie, fordern Sie! — Ich fordern? fragte dieser: o mein Herr, wie elend muß ich Ihnen scheinen, daß Sie mir das sagen! Er schloß den Alten in seine Arme, und sprach sehr gerührt: Sie bleiben, mein Vater, wo Sie wollen. Sie geben mir ein Zimmerchen, welches Sie mir abzutreten Lust haben. Ich will nie ohne Ihre Erlaubniß Ihren Garten besuchen. Sie sollen mein Vater seyn, in der heiligsten Bedeutung des Worts. Der Greis zitterte vor Freude. Der Jude bot dem jungen Mann die Hand: o edler Mann! edler Mann! aber wehe Ihnen, wenn Sie je vergessen, was Sie versprachen; denn, er zeigte auf den Greis, dem eine finstere Miene machen, diesem sanften, diesem unbeschreiblich, diesem einzig guten Manne,

heißt sich an allem versündigen, was heilig im Himmel und auf Erden ist. Ich muß Sie verlassen, ich sehe Sie nie wieder; allein mein Geist wird meinen Freund umschweben, und mein brechendes Auge soll Sie anklagen, wenn Sie seinem Engelherzen nur einen Seufzer erpressen. Er wollte fort.

Zum zweiten Male hielt ihn der Officier. Nicht von der Stelle, mein Freund! Nehmen Sie die Rolle Gold zurück: denn Herr, ich sehe es an Ihren Augen: diese Rolle ist Ihr Alles? gestehen Sie! — Ja, es war mein Alles, es ist mein ganzes Vermögen. Vorgestern komme ich an. Ich höre, ich erkundige mich. Ich verkaufte, was ich hatte, den Fleiß von vierzig langen, mühsamen Jahren, und flog hieher. Er ist nicht gewohnt, zu darben; er hat keine Kräfte, zu erwerben. Ich kann beides. Ich fange wieder an, wo ich vor vierzig Jahren war: er muß fortfahren, so zu leben, wie er gewohnt ist. Nun lassen Sie mich. Gott segne Sie alle! Mein Freund ist gerettet! Der Officier hielt ihn fest

in seinen Armen: Mensch, willst du den Mann betrüben, deinem Freunde das Herz zerschmettern, wenn er weiß, daß du seinethalben darbst? — Haben Sie mir das Geständniß nicht abgedrungen, das ich zu verschweigen so fest entschlossen war? — Lieber Joseph, sagte der Greis, was sollte mir aber das Geld, wenn ich Sie nicht hätte? Lieber Freund, Ihre Trennung von mir wäre ja mein höchstes Elend, mein Tod. Das wissen Sie ja. Werfen Sie das Geld weg und bleiben Sie nur bei mir: mit Ihnen will ich das höchste Elend ertragen; ohne Sie möcht ich nicht leben! Der Jude war anfangs auf keine Weise dahin zu bringen, einzuwilligen. Der Officier nahm den jungen Prediger allein, und setzte ihm für den Alten, für seine Kleidung, Nahrung und alles was er gebrauchte, eine gewisse Summe aus, die er für dieses Jahr sogleich auszahlte. — Ich nehme es, mein edler Herr, sagte der Prediger, weil Sie so wollen; allein ich betrachte diese Summe nie als mein, sondern als ein heiliges Depot, das der Tugend zugehört.

Seyn Sie ruhig; mein eigenes Herz würde mir für den heiligen Alten ohnehin Ehrfurcht abgedrungen haben, und man beleidigt den nicht, für den man Ehrfurcht hat. Der Officier legte dem Juden seine Verabredung mit dem jungen Prediger vor, und nun nahm der Jude seine Rolle Gold zurück: Nun dann, rief er, wer weiß, wie sich die Umstände noch ändern! Dies Gold gehört ihm.

Gegen Mittag kam denn auch Elisabeth. Sie jauchzte, wie sie hörte, daß die Blumen dem Onkle noch gehörten. Der junge Prediger nahm das Kind in seine Arme, liebkoste ihm, und nach einer Stunde versicherte Elisabeth, daß sie dem neuen Herrn Pfarrer gar nicht mehr böse sey. Ich hoffe, sagte der junge Mann, sie soll mich noch lieb gewinnen; denn er wandte sich zu dem Alten, denn ich will Ihrem Herzen noch näher angehören, durch die Liebe, durch die Hand Ihrer Elisabeth, und dann, mein Vater, werden Sie doch nicht mehr fürchten, unter Fremden zu leben? Ich hoffe noch dem edlen Joseph Ihre Liebe streitig

zu machen. Das Vergnügen leuchtete jetzt aus aller Augen. Der Rath sagte, wie er sich zu Tisch setzte: großer Gott, ich hätte den heutigen Tag diesen Morgen gern mit tausend Thalern abgekauft, und jetzt verkauft' ich ihn nicht um eben so viel. Wie bei guten Menschen auch das Unglück zu einer Belohnung wird! Man aß! und es war ein Mahl der höchsten Freude. Elisabeth saß bei dem jungen Prediger: ihr Herz ahnete aus dem Betragen des jungen Mannes etwas; denn sie erröthete, wenn er sie seine liebe Elisabeth nannte, zum ersten Male, und war heute zum ersten Male gesetzt. Sie fühlte sich selbst als ein großes Mädchen, sie spielte heute zum ersten Male nicht. Nach Tische giengen sie alle in die Kirche. Der Rath nahm es über sich, den jungen Prediger der Gemeinde bloß als den Substituten des Alten vorzustellen. Also sind Sie nicht abgesetzt? fragten mit fröhlichen Blicken die Kirchenvorsteher ihren alten Prediger. Mit nichten, Kinder, sagte der junge Prediger: das Konsistorium hat mich hieher gesandt, dem lie-

den Alten seine Arbeiten abzunehmen, und von ihm zu lernen, wie ich Eure Liebe erhalten soll. Auch will ich euch nur heimlich sagen, setzte er freundlich hinzu: daß ich in Jahr und Tag meines Vaters Elisabeth heirathen werde. Die Bauern drückten dem jungen Mann die Hände, und versicherten ihm, daß er schon auf dem richtigen Wege sey, ihre Liebe zu erhalten.

Der Tag vergieng unter den rührenden Freuden der Dankbarkeit und des schönen Genusses der Großmuth und der Tugend. Gegen Abend stiegen Ludwig und der Officier zu Pferde. Ludwig fand allein, so unendlich vergnügt er auch war, nichts Außerordentliches bei allen diesen Menschen und ihren Handlungen. Der Officier rief: ich fordre die ganze Welt auf, in einem so engen Raume so viel edle Menschen zu zeigen, als hier heute zusammen gewesen sind! Sie ritten weiter und nach einigen Tagen kamen sie auf dem Gute des Herrn von Berghorn an. Kaum war Ludwig einige Tage dort, so sah er wohl, daß Berghorn sehr edel dachte, aber noch auf keine Weise nach einem durchdach-

ten Plan edel handelte. Er begieng eben die Fehler, die Burchhard, der Vater, ehedem begangen hatte. Berghorn verwendete viel Geld an Unglückliche, ohne die Belohnung dafür zu haben, je einen glücklich gemacht zu haben. So sehr auch Berghorn Ludwigen an Welterfahrung überlegen war, eben so sehr war ihm Ludwig an Erfahrungen in diesem Betrachte überlegen. Vor dir, edler Junge, sagte Berghorn bei einem Gespräch über Menschlichkeit, habe ich keine Geheimnisse. Er holte ein Buch hervor, und zeigte ihm von ein Paar Jahren die Summen, die er an Arme gewandt hatte. Große Summen! sagte Ludwig, allein ein Verschwender giebt noch größere Summen aus; was soll mir der Anblick der Summen, die Sie ausgegeben haben! — Aber so sieh doch, Bursche, den Titel: für Arme. — Ja, was hilft mir das, wofür sie ausgegeben sind! Der Verschwender macht mir seine Rechnung auch, wenns aufs Rechnen ankommt. Ich sehe nichts von den Wirkungen des Geldes. Wo sind die Glücklichen, die durch diese Summe Geldes geschaf-

schaffen sind? Davon seh' ich hier nichts. Der Alte erstaunte. Aber, sonderbarer Mensch, was verlangst Du von mir? — Ludwig setzte ihm die Grundsätze der Wohlthätigkeit seines Vaters auseinander. Mein Vater geizt mit jedem Groschen, wenn er nicht weiß, was er auf die andere Seite seines Rechnungsbuches dafür eintragen soll. In Ihrem Buche steht bloß ausgegeben, und so entgeht Ihnen ja der schönste Lohn, den die Wohlthätigkeit haben kann, die Gewißheit: ich habe Glückliche gemacht. Was wissen Sie denn? Nichts weiter, als: ich habe gegeben, und das ist so wenig, daß ich nicht begreife, wie Ihr Herz die fruchtlose Wohlthätigkeit so lange ausgehalten hat. — Fruchtlos? sagte der Alte empfindlich, fruchtlos? Ja, fruchtlos, denn ob Ihre Wohlthaten nicht fruchtlos gewesen sind, das können Sie doch unmöglich beurtheilen, da Sie es nicht wissen; da Sie nur bloß geben, ohne sich darum zu bekümmern, ob jemand durch Ihre Gabe glücklich wurde. Sie gaben, der Arme dankte; und Sie haben in Ihr Buch nichts einzutragen, als den Dank des Armen. Und jetzt

erst sehe ich, lieber Freund, lieber Vater, warum Sie so oft auf Undankbare schelten. Ich konnte das bei Ihrem Herzen nicht begreifen. Jetzt begreif ich's. Sie erhalten nichts für Ihre Wohlthaten, als Dank. Mein Vater bedarf des Dankes nicht: er begnügt sich an der Empfindung, Glückliche zu machen, und dieses bessere Gefühl haben Sie wohl nie gehabt!

Der Alte nahm das beinahe übel: er stritt mit Ludwig darüber; allein je mehr er stritt, desto heftiger behauptete Ludwig, daß er noch nicht gelernt hätte, wohlthätig zu seyn. Er nahm sein Buch noch einmal vor, fragte nach einzelnen Menschen, für welche große Summen hier standen, und nach einigen Erkundigungen, die sie auf der Stelle vornehmen konnten, fand sich's sogleich bei Einigen, daß ihnen wirklich nicht geholfen war. Der Alte schwieg ein wenig launisch; allein seit diesem Tage bekam doch das Buch eine andere Gestalt, und weil der alte Herr seinen Kopf darauf gesetzt hatte, wohlthätig zu seyn, und das nach Ludwigs Begriffe, so machte das eine so genaue Erkundigung nach

den Umständen der Unglücklichen nöthig, daß Berghorn gleich anfangs unter den Bittenden ein Paar Unverschämte entdeckte, welche eine Menge von Elend vorgaben, und die nichts weiter als Geld wollten, das sie dem alten Herrn, dessen Gebelust sie kannten, abzunehmen Lust hatten. Wie er aber das belohnende Gefühl zum ersten Male empfunden hatte, einen Glücklichen gemacht zu haben, so sprang er an Ludwigs Hals: Junge, rief er, welche Summen habe ich verschwendet! Der Teufel! wie glücklich kann man seyn, wenn man Geld hat! — Ludwig machte ihn aufs neue aufmerksam auf die wahre Menschlichkeit. Lieber Vater, sagte er; wenn Sie so fortfahren, wie lange werden Sie mit Ihrem Vermögen ausreichen? Warum wollen Sie das Wasser auspumpen, wenn es möglich ist, das Loch zu verstopfen, wodurch es eindringt? Verstopfen Sie die Quelle des Elends. Machen Sie die Menschen auf Ihren Gütern zu bessern Menschen, und das Elend flieht von selbst. Er erzählte ihm einiges von den Veranstaltungen in Ellbergen.

So hol der Henker den alten Schädel, rief der Alte, und schlug sich vor die Stirn: daß mich dieser Knabe da lehren muß, wie ich ein Mensch seyn kann! Er fieng sogleich an, einige Veranstaltungen aus Ellbergen nachzuahmen, griff aber alles so schnell an, und wollte in eben dem Augenblick ernten, da er gesäet hatte. Lieber Herr, sagte Ludwig, wenn Sie so fortfahren, so werden Ihre Unterthanen sehr hübsche Schauspieler, aber keine bessere Menschen werden — Bursche, ich will es noch erleben; ich bin ein alter Mann! — Sie würden also jetzt wohl keinen Baum mehr auf eine leere Stelle pflanzen, weil Sie keine Früchte mehr davon ernten könnten? Die Tugend, lieber Herr von Berghorn, ist ein Gewächs, das erst spät Früchte trägt und langsam wächst. Mir scheint es, als ob Sie bei dem, was Sie thun, mehr auf sich dächten, als auf den eigentlichen Zweck. Der alte wurde nachdenkend. Daß Du wieder Recht haben mußt, du Grillenfänger! rief er. Er bat Ludwigen eine Zeitlang auf seinem Gute zu bleiben, und ihn zu erwarten,

weil er eine kleine Reise machen wolle. Ludwig versprachs. Der Alte machte eine Reise nach Ellbergen, um sich mit seinen Augen zu überzeugen, ob Ludwig nicht etwa aus Eitelkeit übertrieben habe. Er hielt sich einige Tage unter einer fremden Kleidung dort auf, und er kam, von einer unendlichen Hochachtung gegen den alten Burchhard durchdrungen, zurück. Man sieht ohne mein Deuten, daß Ludwigs reiner Geist des Wohlwollens den Alten nicht beseelte. Er hatte ein sehr edles Herz, aber dennoch bei diesem edlen Herzen eine große Eitelkeit. Es verdroß ihn sogar anfangs, daß Ludwig sein Benehmen nicht so edel ansah, als er es selbst fand; doch löschte die Wahrheit und sein Edelmuth diesen Verdruß wieder aus. Desto eifriger ward er nun aber, das Erstaunen des Jünglings durch eine desto besonnenere Wohlthätigkeit rege zu machen. Er irrte sich; denn Ludwig hielt die Belohnung der Tugend für zu groß, den Genuß in dem Gedanken, jemanden glücklich gemacht zu haben, zu rein und zu himmlisch, als daß er nicht ganz natürlich

hätte finden sollen, nach diesem reinen himmlischen Vergnügen zu streben. Er erstaunte also gar nicht, daß der Alte nach jedem Genusse dieser Art, neue Unglückliche aufsuchte, die ihm diesen Genuß aufs neue verschaffen konnten.

Der Alte fand sich auch in diesem Gefühle so selig, daß es ihm wahrlich jetzt weniger, als je darum zu thun war, bewundert zu werden, und dennoch war sein Herz doch nicht so rein, als das so menschliche Herz Ludwigs, dem kein Gefühl von Eitelkeit den allerhöchsten, und allerreinsten Genuß erstickte. So lebten die beiden Freunde, und Ludwig vergaß unter dieser wohlthätigen Thätigkeit wenigstens einen drückenden Theil seiner an Rosen hängenden Gefühle. Doch konnte er sich nicht enthalten, in den Briefen an seinen Vater, sich mit aller scheinbaren Ruhe nach Rosen zu erkundigen, und so hörte er denn endlich, daß Rosens Hochzeittag sich wirklich n herte. Er hatte das ohnehin gewußt, und dennoch war es ihm, als ob ihm diese Nachricht ganz neu wäre. Den

ganzen Tag gieng er wie ein Träumender umher. Drei, viermal mußte ihn der Alte erst schütteln, wenn er eine Antwort von ihm haben wollte. Mit diesem Tage nahm seine Heiterkeit ab; er war weniger theilnehmend als sonst, er gieng umher in unfruchtbaren Träumereien. Oft fand ihn der Alte, den Kopf auf den Tisch gestützt, die Augen voll Thränen, im Zimmer mit herabgezogenen Gardinen sitzen. Eine gewaltige Unruhe ergriff ihn, je näher der Hochzeittag rückte. Freund, sagte der Alte: zu Pferde! zu Pferde! eine gute Tour nach Magdeburg oder Braunschweig, und verreite dir die Grillen! — Ja, rief er, das will ich: zu Pferde! zu Pferde! Sie haben den Gedanken tief aus meiner Seele gehoben!

Sicher wäre Ludwig unthätig auf seinem Zimmer geblieben; er hätte Rosens Hochzeittag verjammert, wenn nicht der Ausruf des Alten: nach Braunschweig! seiner Seele eine ganz neue Richtung gegeben hätte, als ob ihn tausend Bande dahin zögen. Ich will dahin! Es werde daraus, was da will! rief er, ich

will dahin! Er setzte sich zu Pferde, und kam nach einem Tage, gerade den Abend vor Rosens Hochzeit, in Braunschweig an. Er lief aus seinem Gasthofe weg, und kam vor der Madame Rehberg Haus. Eine Magd kam aus dem Hause. Er sah mit Sehnsucht auf die Thüre. Ich habe keine Zeit, rief die Magd einer andern zu, die sie anredete: morgen ist bei uns Hochzeit! Morgen? rief er in der ängstlichen, beinahe an Verzweiflung gränzenden Empfindung. Morgen? wiederholte er dumpf und leise, und gieng die Gasse hinauf und herab. Vor dem Hause stand er wieder. Die Magd kam zurück. Also morgen? fragte er in der Betäubung, und legte die Hand vor die Stirn. Ja, morgen! sagte die Magd. — Und wo ist die Braut? — Oben, wo das Licht ist. — Er sah hinauf, er sah eine weibliche Gestalt am Fenster sitzen. Er öffnete, ohne zu wissen, was er that, die Thüre; schwankte, ohne gesehen zu werden, die Treppe hinauf, kam glücklich vor Rosens Zimmer, öffnete es leise, und gieng hinein. Mit dem

ersten Blick auf Rosen war auch seine ganze Besinnung wieder da. Er blieb ohne Bewegung an der Thüre stehen, und starrte auf Rosen hin. Rose saß am Fenster. Ihr Arm war auf den Tisch gestützt, ihre Hand war über die Augen gebreitet; so hieng die schwere, mit Sorgen beladene Stirn in der Hand, und langsam rollte eine Thräne nach der andern an dem Arm hinab. Die Thränen thaten Ludwigen wohl, ohne daß er wußte, warum. Eben wollte er wieder gehen, er hatte Sie nun gesehen; da sagte er, ohne zu wissen: Rose!

Rose drehete langsam das Gesicht nach ihm. Das Zimmer war durch einen Lichtschirm verdunkelt. Sie erkannte ihn nicht, Sie schob den Schirm zurück, erkannte ihn, und sie hielt ihm sprachlos, zitternd, bleich, beide offne Arme entgegen. Er näherte sich Schritt vor Schritt: mit jedem Schritte stand er wieder. Rose! wiederholte er leise und in einem jammernden Tone. Sie wollte, Ludwig! sagen, ihre Lippe öffnete sich dazu, und sie

brachte den Ton nicht hervor. Jetzt stand er vor ihr, noch immer hielt sie ihm die offnen Arme entgegen. Ein Finger berührte ihn, und er sank an ihre Brust, auf ihre Lippen. Ihre Thränen vermischten sich, ihre Küsse, ihre Seufzer, die beiden Namen, Ludwig! Rose! vermischten sich auf ihren Lippen, ihre Seelen flossen in einander. Ich habe dich noch einmal gesehen! riefen beide zu gleicher Zeit! Gott! wie lieb ich dich! wieder in einem Momente, wie glücklich bin ich! seufzten beide Lippen.

So hielten sie sich umarmt, innig, fest, in liebender Wuth umarmt. So hätten sie beide versinken können, sie würden es nicht gefühlt haben; sie hätten jetzt den rollenden Donner nicht gehört, nicht die Posaune des Weltgerichts. Die Gedanken hatten sie ganz verlassen. Sie empfanden kaum, ihr Leben war nur in einem Punkt vereinigt, und auch dessen waren sie sich nur ganz dumpf bewußt. Braut? wiederholten Ludwigs Lippen ganz und gar mechanisch. Das Wort von Ludwigs Lip-

pen, mit seinem bekannten Tone, gesagt, weckte Rosen aus ihrer Betäubung. Nun geh, und laß mich sterben! sagte sie mit schon sterbender Stimme, ich habe dich noch einmal gesehen! Heiß, und heftig brannten ihre Lippen noch einmal auf seinen, dann schob sie ihn sanft aus ihren Armen. Rose! rief er, und taumelte wie trunken zur Thüre, und wiederum unbemerkt zum Hause hinaus. Ich muß fort! sagte er seinem Bedienten heimlich. Der, aus dem Anblick seines Herrn wenigstens einen Menschenmord fürchtend, hatte in zwei Minuten die Pferde gesattelt. Ludwig stieg, wie ihm der Bediente sagte, um Gotteswillen, steigen Sie auf! wie eine Maschine zu Pferde, und ritt träumend, wohin ihn der Bediente führte, den Weg nach Berghorns Gute zu, weil er da seinen Herrn am sichersten glaubte.

Rose stand noch immer wie eine Bildsäule in der Thüre. Nun geh! wiederholte sie eine ganze Stunde hindurch von Minute zu Minute. Nun geh! sagte sie noch einmal, und sie sah,

daß er fort war. Sie weinte, sie rang die Hände, sie betete, redete irre, fiel auf die Knie, sprach kniend mit Ludwig, bat ihm ihre Untreue ab, warf ihm seine Untreue vor. So trieb sie es die ganze Nacht durch. Niemand kam zu ihr, denn sie hatte gebeten, sie allein zu lassen. Es war eine kalte Januars-Nacht. Die Angst, die Liebe, die heftige Erschütterung aller ihrer menschlichen Kräfte, die strenge Kälte, rissen sie endlich gewaltsam nieder. Am andern Morgen fand sie die Kusine, glühend roth, mit wilden Augen, stieren Blicken, pochender Brust, und in einer entsetzlichen Hitze. Gott, Rose! was ist dir? — Ich glaube, mir ist nicht wohl! — Die Kusine flog hinab. Die Tanten kamen, ein Arzt kam, der Rath Lauter kam. Der Arzt faßte den Puls, und kündigte ein gefährliches, hitziges Fieber an. Gefährlich? fragte Rose matt, und lächelte. Wenn es gefährlich ist, dann sey Gott gelobt! — Sie redete irre. So lag Rose fünf Tage lang in dem heftigsten Phantasieren, ohne je Ludwigs Namen zu nennen. Sie nannte

Luisen, sprach von den Düpuis, von Hanchen, von Lauter, klagte eins ums andere an, und redete nur von Ludwigen unter dem Namen Er. Sie redete von einer Zusammenkunft mit ihm, von der man nichts wußte, und wovon man also auch nichts verstand. Endlich brach sich die Krankheit, und Rose lag matt und sterbend da. Mit den Kräften des Körpers war auch die Kraft ihrer Leidenschaft verflogen; allein ein stiller wortloser Gram setzte sich in ihre Stelle, und erschwerte, und verzögerte ihre völlige Herstellung lange.

Tod und Grab war ihr einziges Gespräch. Sie wurde eigensinnig, wenn man ihr von ihrer Gesundheit sagte. Sie widersprach sogar dem Arzt. Sie behauptete, daß sie ihren Tod fühlte. Mit Verdruß sah sie sich und die wiederkehrenden Rosen auf ihren Wangen im Spiegel, den ihr die Kusine vorhielt. Sie mußte endlich das Bett verlassen. Aufs neue fieng man nun an, in sie zu dringen, endlich dem Rath Lauter ihre Hand zu geben. Sie

gerieth aufs neue in ihre vorige Lage; allein nicht mit den vorigen Gesinnungen. Sie wußte jetzt, daß Ludwig sie liebte, sie schauderte jetzt mehr, als je vor der Verbindung mit einem Fremden zurück, aber sie bekam auch jetzt den Muth, sich dieser Verbindung zu widersetzen. Sie zögerte von Tag zu Tag, ihr Wort zu geben: dann war sie noch nicht einmal ganz hergestellt, dann fühlte sie aufs neue den Anfang ihres Fiebers, und um es zu beweisen, hielt sie sich oft drei Tage im Bette. Mit jedem Tage hoffte sie auf eine neue Erscheinung Ludwigs. Sie erkundigte sich nach ihm. Niemand wußte, wo er war. Er war noch nicht in Ellbergen gewesen. Sein Vater allein wußte seinen Aufenthalt, und sagte ihn nicht. Rosens Betragen wurde denn doch endlich, trotz der großen Toleranz der Tante Seeburgen, unerträglich. Sie wollte den Rath Lauter nicht heirathen, und wollte auch nicht geradezu Nein sagen. Die Gründe, die sie für ihr Betragen angab, waren so aus der Luft gegriffen, sahen so sehr bloßen leeren Verzöge-

rungen ähnlich, daß es jetzt manche harte Scene zwischen Tanten und Rosen setzte.

Man denke nicht etwa, daß Rose sich den Rath Lauter aufsparen wollte, wenn etwa Ludwig ausbliebe. Sie hatte keinen Gedanken mehr an den Rath Lauter. Ja, sie hatte es dem Rath Lauter sehr deutlich gesagt, daß sie ihn nicht nehmen könne. Der Rath, der sehr heftig in Rosen, und, die Wahrheit zu gestehen, noch mehr in sich selbst verliebt war, hielt das für eine Beschimpfung, die ihm Angesichts des ganzen Publikums widerführe, wenn er Rosen nicht sein nennen sollte, bat also Rosen beinahe auf den Knien, ihre Meinung zu ändern. Rose versicherte ihm zwar, daß das unmöglich wäre. Allein er bat sehr beweglich, doch einige Monate hindurch ihr Herz zu prüfen. Rose hielt das für Gerechtigkeit, die sie dem artigen Manne allerwenigstens schuldig sey, und versprach's. Sie nahm also diesem Versprechen gemäß noch immer die Besuche des Raths an, behandelte ihn höflich, und versicherte ihren Verwandten, daß

sie den Rath nie heirathen würde. Man ließ nun, wie das tausend und aber tausend Mal in der Welt so geht, das alles so fortgehen, wie es Zufall und die besonderen Absichten eines Jeden leiteten, und niemand kam auf den Einfall, den Knoten durch eine Gegeneinanderstellung der verschiedenen Partheien aufzulösen. So hoffte der Rath, Rose sollte sich endlich noch besinnen, er hielt ihre Höflichkeit für den Anfang dazu; so hoffte Rose, der Rath sollte von selbst wegbleiben, wenn er sähe, daß sie sich nie änderte. So hofften die Tanten, Rose würde den Rath noch nehmen, weil sie ihn nicht wegjagte. Jedes hoffte auf Zufälle. Es fehlte ihnen ein Mann von so gerader Art, wie der alte Burchhard, der dreist fragte: was ist deine Meinung? und dann sagte: das ist seine Meinung! und also! und so weiter.

Rose hoffte auf Ludwigen, und weil er gar nicht wieder erschien, so gab sie nach und nach, unter ganz heimlichen Thränen, die Hoffnung auf ihn auf, und sie verbarg es also desto tiefer, daß sie je noch Hoffnung auf ihn gehabt

habe,

habe, um sich nicht verspotten lassen zu müssen. Genug, die Herzen dieser Menschen verstimmten sich nach und nach immer mehr gegen einander. Rose kam zu ihren Tanten herab. Es war freilich ein Vertrag unter ihnen errichtet, nichts mehr über die Sache zu reden; allein, die Tanten zankten über andere Dinge mit Rosen, und bei dieser Gelegenheit gab's denn so viel Seitenanmerkungen, die denn eben, weil es Seitenanmerkungen waren, Gift enthielten, das auch in Rosens Brust Bitterkeit erregte. Die Leute machten sich einander das Leben herzlich sauer, weil sie nicht den Muth hatten, sich zu fragen: Was willst du eigentlich? weil sie zu höflich waren, sich einander zu erklären, wofür sie sich einander heimlich hielten: Eine gewöhnliche Quelle des Elendes von tausend Familien, die sich einander um nichts und wieder nichts langsam zu Tode martern. Hagelschlag und Erdbeben, Bosheit und Mordlust zerstören nicht so oft die Ruhe des Menschen, als diese unbemerkten Kleinigkeiten; und Vertrauen ist die Grundlage der ganzen häuslichen Glückseligkeit:

aber wie selten hat der Mensch Muth genug zu sagen: so denk ich! Immer ergreift er einen Fetzen von dem Gedankenkleide eines andern, putzt seine Meinung damit aus, und überredet damit den andern, daß er auf dem Wege ist, seiner Meinung zu seyn, ob er gleich himmelweit davon entfernt ist. Hätte Rose gesagt: ich liebe Ludwigen, ich habe ihn gesprochen, er war die Ursach meiner Krankheit, er liebt mich, ich kann ohne ihm nicht leben! Hätten die Tanten gesagt: Rose, wir halten dich für eine arge Kokette, die ihre Freude daran hat, ehrliche Leute zu foppen: so hätte das eine oder das andere ohne Zweifel alles aufklären müssen. Man hätte an Ludwigen geschrieben; Ludwig wäre gekommen, und eine Hochzeit hätte allen Verdruß der Leute und dieses Buch zu gleicher Zeit geendigt. Von dem allen aber geschah nichts, und wir müssen, die Tanten und Rose sich einander ärgern, Ludwig im Gram vergehen, und ich es erzählen. Von allen diesen Menschen ist auch nicht ein Einziger böse zu nennen, vielmehr wird man sie, kleine Fehler abgerechnet

zu den Guten Menschen rechnen müssen. Eine Bemerkung, die sich ebenfalls im gemeinen Leben bestätigen wird, daß nicht sowohl Bosheit als Mißverstand die Menge von Unglück auf der Erde stiftet, und daß wir die Summe von Elend, Aerger, Verdruß und Klagen, unter denen so viele Tausende von ehrlichen Leuten erliegen, wohl verringern könnten, wenn wir suchten, des ewigen Mißverstehens unter den Menschen weniger zu machen.

Der alte Burchhard, der Einzige, der das Mißverständniß hätte heben können, war ebenfalls durch ein Mißverständniß von der Tante Seeburgen ganz getrennt. Die Tante war von ganzem Herzen böse auf Rosen, wie Rose zum letzten Male in Ellbergen war. Sie wurde es noch mehr, da sie die Briefe von der Rehbergen über Rosens Betragen in Braunschweig las. Sie klagte ganz natürlich über Rosen im Burchhardischen Hause, und ganz natürlich ergriffen Ludwigs Großmutter und Mutter diese Gelegenheit, ihrem Verdruß, und ihrem Aerger auf Rosen Luft zu machen. Das Mädchen ist eine

Närrin, sagte die Großmutter: Ludwigs kleiner Finger ist noch einmal so viel, als die ganze Rose, werth. — Ich fürchte, ihr Herz ist verdorben, sie ist eine Kokette, die am Ende jeden Mann abschrecken wird, sagte die Mutter. Die Tante, die wahrhaftig den Augenblick vorher eben das behauptet hatte, nahm das schwer übel. Sie hieß Ludwigen, zur Vergeltung einen Narren. — Wie? ein Narr? Ludwig? fragte die Großmutter, und nahm die Brille mit zitternder Hand von der Nase, die ganz roth wurde: wollte Gott! alle Menschen hätten so viel Verstand und Ehrlichkeit wie Ludwig! und nun fieng sie an, wieder auf Rosen loszuziehen. Die Tante fieng eben so heftig an, Rosen zu vertheidigen, als sie sie vorher getadelt hatte, und schloß damit, daß sie es ihr nicht verdächte, daß sie Ludwigen nicht gewollt hätte. — Nicht gewollt? nicht gewollt? gut, wenn das ist, so kann Ludwig Gott dafür danken, daß sie nicht gewollt hat, denn . . . lieber Gott, wir kennen ja Rosen! Nun? wie kennen Sie Rosen denn? Was hat denn Rose gethan?

das will ich mir verbitten! Rose wollte nichts im Bade mit ihm zu thun haben, weil er ein Paar Huren hielt. Dazu ist Rose, sie hat ihre Fehler so gut wie Sie; aber dazu ist denn Rose doch zu gut! — Huren, wer sagt das? Huren? das ist gelogen, Madam Seeburgen! Und wenn er Huren hielt, wer weiß, wie viel Liebhaber denn Rose haben mag? — Der letzte Schlag war zu derb. Madame Seeburg stand auf. Sie machte eine tiefe Verbeugung. Sie haben eine so schlechte Meinung von meiner Schwestertochter, daß ich wohl am besten thue, Ihr Haus nicht mehr mit meiner Gegenwart zu belästigen, und der junge Herr Burchhard ist so vollkommen, daß nur Engel dies Haus besuchen müssen. Das sagte sie spöttisch lächelnd. Die Großmutter trippelte auch auf, und machte ebenfalls eine tiefe Verbeugung. Ja, Madam Seeburgen, das Haus kann Ihnen wohl nicht anständig seyn, wo der Sohn davon sich Huren hält, und die Mamsell Gellnern sind so fehlerfrei, daß ich es ihr verdenken wollte, wenn sie noch einmal eine Reise machte, wie die nach

Kassel, um meinen Tochtersohn zu fangen. — Die Reise nach Kassel, fieng die Seeburgen eifrig, und ohne alle Verbeugung an, that Rose ja auf Bitten des Herrn Burchhards. Aber, setzte sie wieder mit einer Verbeugung hinzu, es ist nicht übel, wenn man zuweilen vergeßlich ist, man schützt sich dann mit dem Alter. — Ich bin mit Ehren alt geworden! Sehen Sie nur zu (mit einer Verbeugung) daß Rose einmal mit Ehren so alt wird. — Mit Ehren, das wird sie gewiß, aber (mit einer Verbeugung) kindisch werden im Alter, dafür behüte sie ott! Sie machte eine Verbeugung, verließ das Zimmer, das Haus, und that unten auf der Schwelle den hohen Schwur, das Haus nie wieder zu betreten. Um sogleich den Anfang mit dem offenbaren Kriege zu machen, ließ sie sogleich die Thüre zwischen beiden Gärten, die Ludwigs und Rosens Liebe geschaffen hatte, zumachen. Der alte Burchhard schüttelte zwar mit dem Kopfe, da man es ihm erzählte, er sagte indeß wenig, denn er sah, daß bei der Hitze der Parteien Worte nicht, sondern allein

die Zeit helfen könnte. So oft er an der Hecke weggieng, betrachtete er lachend die zugemachte Thüre, und verglich die Hecke mit dem Janustempel in Rom, dessen Thüren verschlossen wurden, wenn Friede war, und rief immer: Gott gebe, daß wir den Janustempel bald wieder öffnen!

Einen so großen Theil nahm er wirklich nicht an diesen kleinen Händelchen der weiblichen Eitelkeit; theils hatte er wirklich eine üble Meynung von Rosen; theils traute er diesem Zanke keine lange Dauer zu, theils war er zu sehr mit den Verbesserungen der Ellberger beschäftigt. Marie und Müller waren jetzt die Menschen, bei denen er die meisten Stunden seines Lebens zubrachte. Denn sie waren für seine wohlthätigen Plane am thätigsten. Marie hatte sich in der Gesellschaft des alten Burchhards und Müllers sehr herausgebildet. Sie wurde nach und nach Erzieherin aller Mädchen im Dorfe, und sie besaß auch ihre zärtliche Liebe in einem ausgezeichneten Grade. Sie war immer gegenwärtig, wenn Müller un-

terrichtete, und sie war ohnstreitig seine flei≈ ßigste Schülerin. Nach einiger Zeit wagte sie es selbst, in Gesprächen mit einigen Mädchen, Müllers Unterricht zu wiederholen. Müller war zufällig einmal Zeuge von einem solchen Gespräche. Er trat hervor, wie sie fertig war. Marie erröthete, allein Müller versicherte Ma≈ rien, daß Burchhard bei ihr seiner entbehren könnte, und er bat sie ernstlich, den Unterricht der Mädchen ganz zu übernehmen. Marie schlug es sanft aus; allein Müller drang so lange in Marien, und steckte sich endlich hinter Burchharden, daß sie zuletzt einwilligen mußte, nur aber mit der Bedingung, daß Müller ih≈ rem Unterrichte in der ersten Zeit durch seine Erinnerungen nachhelfen sollte.

Das that Müller. Dadurch wurden denn natürlich Marie und Müller vertrauter. Mül≈ ler war der Lehrer Mariens, was Wunder, daß seine reitzende Schülerin endlich mit sei≈ nem Geiste, den sie in seinem Unterrichte er≈ hielt, auch sein Herz davon trug! Er wußte Mariens Geschichte, und er konnte sich nicht

entbrechen, in manchen Stunden zu wünschen, daß Sellhoffs Herz flatterhafter seyn möchte, als Marie es glaubte, besonders dann, wenn Marie neben ihm saß, mit ihm las, und er sie betrachtete, ohne mehr ein Wort zu hören, und Marie, wenn sie es merkte, erröthete, und ohne Sinne und Gedanken, die Worte des Buchs hervorstotterte. Der alte Burchhard sagte oft lachend, wenn er sie so bei einander sitzend, oder neben einander gehend antraf: wenn doch alle Schulkollegen so einig wären, wie Ihr beide! Müller gerieth in Verwirrung, Marie erröthete, und die alte Vertraulichkeit stockte dann jedesmal auf vier und zwanzig Stunden. Aber diese Liebe hatte auf den Unterricht der Kinder keinen üblen Einfluß. Sie hätten gern den ganzen Tag Schule gehalten, denn zwischen den Stunden sahen sie sich doch, und so oft konnte doch Müller Marien bei Burchhards nicht aufsuchen. So knüpfte nach und nach die Liebe, die Gewohnheit, und einerlei Geschäft, zwei reine Herzen zusammen. Der alte Rektor Gellner, der von

Zeit zu Zeit den alten Burchhard besuchte, um, wie er sagte, sich in die Zeiten des Sokrates zurück zu setzen, dem Sie, mein lieber Herr und Freund, sagte er zu Burchharden, auf ein Haar, bis auf seine Xantippe, womit Sie Gott verschont hat, gleichen ... Der alte Gellner sagte oft, wenn er bei Mariens und Müllers Unterricht ein Paar Stunden gewesen war, zu Müllern: lieber Herr Kollege (er nannte Müllern immer Kollege) ich bitte weiter nichts von Gott, als daß Sie Marien als Ihre eheliche Frau davon tragen möchten, denn das müßten gebohrne Meister in der sokratischen Kunst werden, wenn Sie Kinder erhielten. Müller schwieg dazu und seufzte. Er äußerte auch einmal den Gedanken gegen Burchharden; allein Burchhard rieb sich die Stirn, und sagte: freilich, freilich, Herr Rektor, wenn ich das Paar so betrachte, und wenn ich bedenke, daß Marie vielleicht einmal bald hier weg soll, so möchte ich Gott wohl darum bitten, daß er es so fügte mit den beiden. Aber ich habe gelernt, meine Nase nicht mehr zwi-

schen die Herzen der Menschen zu stecken. Der Verstand geht immer einen Weg, den man zur Noth vorher bestimmen kann; allein das Herz ist ein sonderbares Ding. Das frägt nicht nach Vernunft und Grund. Da mein Ludwig zum Beispiel — ist wahrhaftig, wie Sie mir erzählt haben, und ich selbst hier an seinen Festen sehe, ein großer Geist, ein edler Mensch. Titus, die Freude des menschlichen Geschlechts, hat in seiner Jugend noch dummere Streiche gemacht. Viel Licht, viel Schatten, Herr Burchhard, und wie Plato sagt: ἁι μεγάλαι φύσεις ἐκφέρουσι μεγάλας τὰς κακίας. Große Tugenden setzen auch große Leidenschaften voraus. Lassen Sie das, das muß sich geben? Κύκλος τὰ ἀνθρώπινα! glauben Sie mir das. Ich glaube zwar wohl, daß er wunderliche Streiche macht: allein die Weiber übertreiben das Ding. Waschen Sie ihm den Kopf, und damit gut! Zwei Maitressen, wie mir die Seeburgen erzählt hat, das ist freilich zu arg; aber seine Charistien machen viel wieder gut. Wie gesagt, und wie Plato sagt: αἱ μεγάλαι und so weiter.

Burchhard hörte hier etwas ganz neues. Zwei Maitressen? Er fragte und hörte, was er seiner Schwiegermutter nicht hatte glauben wollen, daß man wirklich Ludwigen deswegen beschuldigte. Er vertheidigte Ludwigen, und erzählte ihm dessen Begebenheiten in Kassel, die eben so wahrscheinlich für seine Liederlichkeit zeugten, und dennoch nichts als Beweise seines Edelmuths waren. — So mein' ich's, sagte der Rektor, der nicht ganz den Zusammenhang begriffen hatte, weil ihm Müller, Marie und die Charistien im Kopfe lagen, ja, so meine ich's! die Weiber hören falsch, beurtheilen alles nach dem Schein, und können dann nicht aufhören mit Reden, und ihre Zunge geht, wie das Geklapper in der Mühle. Aber ad vocem Mühle! ich wollte eine Hand drum geben, wenn der Müller und die Marie ein Paar würden; denn bedenken Sie nur, lieber Freund, wenn die Marie hier weg sollte, das wäre hier, als wenn in der gelehrten Welt Latein oder Griechisch untergienge, nur die Hälfte von dem, was geschehen muß. Denn ich muß Ihnen sagen, daß die Marie

Ihnen bei dem Unterrichte des sexus sequioris unumgänglich nothwendig ist. Selbst der Müller hat die Feinheit nicht, womit Marie die Seelen der kleinen Mädchen gleichsam wie einen Sack umkehrt, um zu sehen, was drin ist.

Burchhard versprach, darauf zu denken, wenigstens Marien so lange in Ellbergen zu behalten, als möglich. Er überlegte des alten Mannes Rath bedächtig, und er fand ihn so einleuchtend, daß schon in einem zweiten Herzen, der Wunsch entstand, daß Sellhoff wankelmüthiger seyn möchte, als Marie ihn glaubte. Burchhard sah ein, daß man für alles Geld der Welt nicht eine zweite Marie würde haben können; und noch mehrere Lehrer halten, das fieng Burchhard doch an mit seinem Vermögen zu berechnen. Burchhards Anlagen in Ellbergen, seine ungemessene Gutherzigkeit, seine großen Wolthaten, die er selbst ohne Wissen irgend eines Menschen vertheilt hatte, sein Sohn und dessen Ausgaben hatten dem alten Burchhard nicht geringe Summen gekostet. Die Falliments von ein Paar ansehnli-

chen Handlungshäusern, wo er große Summen stehen gehabt hatte, hatten auch ihn mit in ihr Unglück verwickelt. Er hatte es ertragen, ohne einem Menschen ein Wort davon zu sagen, und ohne es merklich werden zu lassen. Der Besitz des Gutes nährte ihn; seiner Ausgaben für sich und seine Familie waren wenige. Die Summen, die sein Sohn gebraucht hatte, waren noch vorräthig gewesen. Er war gegen seinen vorigen Zustand arm; allein nicht weniger heiter, bis auf das Vergnügen, das er sich jetzt versagen mußte, mit einer beträchtlichen Summe irgend einem Unglücklichen zu helfen. Seine Veranstaltungen in Ellbergen waren gemacht, und sogleich im Anfange auf Ländereien angewiesen. So war zwar das Gut verschlechtert; allein die moralische Kultur der Ellberger Einwohner gesichert; denn Burchhard hatte in den Stiftungsartikeln, auf Anrathen Ehrenbreits, festgesetzt, daß der jedesmalige Lehrer zu Ellbergen vorher von der nächsten philosophischen Fakultät nicht in der Gelehrsamkeit, sondern in dem, was er für die

reine Bildung seines Verstandes gethan habe, und was für gebildete Landleute wissenswerth sey, geprüft werden solle, und daß, wenn man diesen Artikel nicht länger gelten lassen wolle, das dazu ausgesetzte Geld so lange zu Preisen für die fleißigsten und besten der Ellberger Einwohner verwandt werden solle, bis der Gutsherr den Willen der Stiftung wörtlich erfüllen könne. Auch war in dieser Stiftung bestimmt, daß der Lehrer nie ein eigentlicher Gelehrter, und wo möglich immer aus Ellbergen gebürtig, und in Ellbergen erzogen seyn solle. Er dachte nun jetzt im Ernst darauf, wie er Marien hier behalten könnte. Er redete mit seiner Frau darüber, und bat sie, Marien einmal zu sondiren, nicht, weil er seiner Frau eine so große Fähigkeit zu sondiren zuschrieb; sondern, weil er nicht gern selbst sich in diesen Handel mischen wollte. Er gab auch seiner Frau nicht einmal geradezu den Auftrag dazu, sondern er äußerte ihr nur seinen Wunsch, zu wissen, was Marie wohl zu so einem Vorschlage sagen würde.

Das war für seine Frau genug. Bei der ersten Gelegenheit also, da sie mit Marien allein war, wandte sie das Gespräch auf Müllern. Marie verlor sich ganz in seinem Lobe. Höre, Marie, sagte Madam Burchhard, wenn man dich so sprechen hört, so sollte man glauben, der arme Sellhoff wäre von dir ganz und gar vergessen! Marie erröthete: vergessen? o liebe Mutter, nein! gewiß nicht! — warum nicht, Marie? ich glaube, mein Mann würde es nicht ungern sehen, wenn du Müllers Frau werden könntest. — Ich? liebe Mutter, bedenken Sie auch, daß ich . . . daß ich . . . Mutter bin? Thränen stürzten bei diesen Worten aus ihren Augen. — Sey doch ruhig, Marie, es war nur ein Gedanke von meinem Manne, und du kennst ihn ja, er geht gleich davon ab, wenn du nur im geringsten unruhig darüber wirst. Marie schwieg und strickte fort. Unruhig war sie freilich darüber; allein die Vorstellung war ihr nicht zuwider. Die Thränen, die aus ihren Augen bei dem Worte Mutter hervorbrachen, erpreßte das schnelle

Ge-

Gefühl, daß ihr Kind jede Verbindung mit Müllern unmöglich machte. Auch das blieb nur Gefühl, oder eine höchst dunkle Vorstellung. Sie hätte alles in der Welt darum gegeben, wenn Madame Burchhard fortgefahren hätte, mit ihr darüber zu reden. Ihr zu sagen, daß sie es wünschte, gieng doch nicht. Sie blieb in der Hoffnung, daß sie wieder anfangen sollte, zwei Stunden da sitzen, und fühlte sich allemal glühend heiß, wenn Madame den Mund öffnete. Madame schwieg; denn sie hatte gleich von Anfang an vermuthet, daß Marie nicht in den Wunsch ihres Mannes stimmen würde. Endlich gieng Marie, setzte sich allein, und hieng dem Gespräch mit Madame nach. Noch nie hatte sie ihre Gefühle gegen Müllern ans Licht gezogen. Sie befand sich in seiner Gesellschaft wohl; sie verlangte nach ihm mit einer seltsamen Unruhe; Stunden verliefen ihr in seiner Gesellschaft wie Augenblicke; seine Blicke machten sie unruhig, aber diese Unruhe war so süß, so süß! sein Händedruck brachte sie zum Zittern; allein dies alles gieng

zu ihrem Herzen vorüber, ohne daß sie sich Rechenschaft davon gab oder sich zu geben Lust hatte. Wenn sie sich auch zuweilen auf Gedanken ertappte, die dem Armen Sellhoff Unrecht zu thun schienen, so beruhigte sie sich doch bald damit, daß sie diesen Gedanken nicht nachhieng, sondern sie mit Gewalt von sich verjagte.

In diesem Zustande war sie bis auf heute geblieben, da Madame Burchhard auf einmal durch die wenigen Worte ihren Gefühlen eine bestimmte Richtung gab, und die ihren Gedanken mit Gewalt angelegten Fesseln auf einmal zersprengte. Da saß sie, die arme Marie, und immer hörte sie: mein Mann würde es gern sehen, wenn du Müllers Frau würdest! Anfangs verlor sie sich in dem Bilde: Müllers Frau. Sie mahlte es mit allen Zügen aus. Ach! es war ein so schönes Bild! schade! daß ihr Verstand es wieder weglöschen mußte: und trotz aller angewandten Mühe, konnte sie es dennoch nicht ganz wieder aus ihrer Phantasie vertilgen. Es war mit zu hellen Farben gemahlt, auf zu

vielfache, auf eine zu lebendige Art, als daß es verlöscht werden konnte, wie ein Traum. Sie hatte sich in Müllers Hütte hinein geträumt, in Müllers Armen hatte sie gelegen, an seinen Lippen geruht, an seinen weichen Wangen geschlummert. Die Vorstellung davon war so süß, o was mußte nicht die Wirklichkeit seyn! Vergebens suchte sie ihre Phantasie auf Sellhoff zu richten; auch er, um jede Bemühung ihres Verstandes zu täuschen, nahm Müllers Gestalt an; Müller war es, der sich mit ihr vor ihrem Vater verlobte; Müller war es, der ihr ewige unvergeßliche Treue zuschwor. Wenn sie sich bestrebte, Sellhoff zu sehen, so war doch das Bild zweideutig, und beide standen vor ihr in einer Gestalt, wie in dem Gesichte eines Kindes die Züge beider Eltern verschmolzen sind. Ach Gott, seufzte sie, ihn befürchtete ich untreu, und ich bin es! Er mußte mir Treue mit Schwüren versichern, und ich, ich bin es, die sie bricht! Sie sah, es war ihr heute unmöglich, Müllers Bild zu verjagen. Sie nahm ihr Kind auf den Schooß. Auch das war gegen ihre

Treue verschworen; denn Müller hatte es noch diesen Morgen an seine Lippen mit den Worten: mein geliebtes Kind! gedrückt. Sie strickte; die Hände sanken ihr nach zehn Maschen in den Schooß, und ihre Seele versank aufs neue in der Vorstellung: Müllers Hausfrau! Sie gieng in das Haus, wo ihr Liebling unter den Mädchen wohnte; da hoffte sie Zerstreuung. Das Kind sprach von nichts, als von Müller; denn Marie bedachte nicht, daß das Mädchen eben darum ihr Liebling war, weil es Herrn Müller so innig lieb hatte.

Sie gieng zurück, und da kam er, dessen Bilde sie zu entfliehen suchte, selbst. Sie erröthete schon von weitem, sie zitterte; sie fühlte daß sie nicht das Herz haben würde, ein Wort zu antworten. Er redete sie an, er faßte ihre Hand, und drückte sie. Er seufzte, er fragte nach der Ursache ihrer Unruhe. Sie schwieg, sie suchte sanft ihre Hand loszumachen, die in der seinigen bebte; sie seufzte, und sie verließ ihn in der tiefsten Verwirrung. Er hatte nichts

gemerkt. Es war ihr Glück, daß er sie eben so liebte, wie sie ihn.

Indeß fand doch das erfindsame Herz mitten in dieser lichtlosen Nacht einen schönen Lichtstrahl, dem es mit Begierde nachgieng. Ihr Mann würde es gern sehen, wenn ich Müllers Frau würde? warum denn gern sehen? das kann ihm ja ganz gleichgültig seyn! Ja, er muß es sogar wünschen, daß ich den Vater des Kindes erhalte. Warum denn gern? und warum eben jetzt? warum nicht schon länger? warum eben jetzt, da Sellhoffs Briefe schon seit Monaten ausbleiben? O gewiß, sie wollen mich nur trösten; sie wollen mich nur auf Sellhoffs Untreue vorbereiten! Denn warum schriebe Sellhoff nicht? warum gerade jetzt nicht, jetzt, da man es gern sieht, daß ich Müllers Frau werden soll. O Gott! gewiß ist es so etwas. O gewiß! Sie war auf dem Wege, sich laut über Sellhoffs Untreue zu freuen, und sie schämte sich selbst über die Falschheit ihres Herzens, ihn untreu zu wünschen, damit sie es weniger scheinen mögte. Sie sank mit der Stirn in ihre

Hand. Ihre Phantasie flog schnell vorwärts zu Müllern. Aber wird er mich wollen? liebt er mich? Ja, er liebt mich: denn . . . denn . . . denn . . . der Punkt war bald abgemacht. Aber wird er mich wollen? eine Entehrte? mit einem Kinde? Sie sprang auf und drückte das Kind mit aufwallender Liebe an ihre mütterliche Brust. So hatte er es ja selbst diesen Morgen auf seinen Armen, drückte es ja selbst an seine Lippen, und nannte es sein Kind! Gott! wenn ich doch einen Augenblick allwissend wäre! . . . Aber ach! wenn er mir meine Schwäche jetzt verzeihet, würde er sie mir immer verzeihen? würde nicht die erste finstre Miene, die ihm ein Zufall entlockte, mir jedesmal ein bitterer Vorwurf meiner Schande scheinen, die er mittragen müßte? würde nicht ein zufälliges Wort in einer Gesellschaft, ein Scherz, von einem, der mich und mein Schicksal nicht kennte, ihm das Herz durchbohren, mir für immer seine Liebe rauben, weil ich fähig war, ihm seine Ehre zu rauben? Sie sprang bei diesem Gedanken heftig auf, streckte ihre Arme heftig von

sich, und rief laut und mit Heftigkeit: nein! nein! ich bin zum Elende verdammt! Nein, Müller! Gott, hilf du mir! nein! nein! wahrhaftig nicht! nie, nie will ich dein Weib seyn! Nie, bei allem, was mir heilig ist. Nie dein Weib, Müller!

Sie sank mit ihrem Gesicht auf den Tisch und vergieng in dem hoffnungslosen Gefühl ihrer Schande und ihrer Liebe. Betrachtet die weinende Marie, Jünglinge, und zittert vor eurer Wollust! Ein neuer quälender Gedanke kam jetzt noch zu dem Elende Mariens hinzu, der Gedanke an Sellhoff. Auch ihn hatte sie verloren; denn sie war ihm ungetreu. Sie liebte einen andern, als ihn. Sie kniete vor ihrem Kinde, sie küßte ihm die Hände: mein Kind, mein Kind! rief sie aus, eine unglückliche Liebe gab dir ein Daseyn voll Schande, und eine neue noch unglücklichere Liebe deiner Mutter macht deine Schande ewig! Das Kind lächelte und streckte der Mutter die beiden Aermchen entgegen, und sagte: Mutter, weine nicht! ich bin gut und gesund! Sie verbarg

ihre Thränen, weil das Kind sie darum bat, und mit den kleinen Händen die Thränen trocknete. Sie nahm den Knaben auf den Schooß; allein in dem Augenblicke gelobte sie sichs, weder Müllers noch Sellhoffs Weib zu werden, nicht Müllers, ihn nicht unglücklich zu machen, nicht Sellhoffs, ihn nicht zu betrügen. Sie fühlte sich nach diesem Entschlusse ruhiger als vorhin. Sie versank zwar wieder in neue Träume von Müller, die ihr Thränen kosteten; allein keiner dieser Träume war stark genug, ihren Entschluß wankend zu machen; selbst die Mühe, die sie hatte, ihren Entschluß fest zu halten, beruhigte sie noch mehr. Sie schien gleichsam ihre Schuld durch ihre hoffnungslose Liebe abzubüßen, und mit dem Opfer, das sie dem Genius der jungfräulichen Unschuld mit ihrer Liebe brachte, ihre erste unglückliche Liebe auszusöhnen. So wie sie das alles gedacht hatte, so fühlte sie sich größer und stärker als vorhin. Der Blitz der unbefleckten Unschuld schien aufs neue ihren Blick zu beleben. Sie erhob sich um einen Zoll.

Ja, sagte sie, es giebt einen Stolz des Lasters, der Stolz, nach einem Falle wieder aufzustehen! Sie gieng in den Garten; in der ersten Allee traf sie den alten Burchhard. Ohne Zögern gieng sie auf ihn ein. Hören Sie, lieber Vater, Sie haben der Madame den Wunsch geäußert, mich als Müllers Frau zu sehen. Ohne Zweifel, mein Vater, hat Ihre Liebe gegen mich Ihnen den Wunsch entlockt. Müller ist ein edler Mann, ein sehr edler Mann; aber, mein Vater, eben weil er ein sehr edler Mann ist, verdient er auch ein eben so edles Weib, und . . .

Darum wünscht' ich ihm Dich zum Weibe.

Ihre Liebe, mein guter Vater, Ihre Liebe gegen mich macht Sie ungerecht gegen Müllern, den Sie mehr lieben sollten, als mich. Sagen Sie, was Sie wollen, mich zu entschuldigen: sagt denn die Welt eben das? Ein edler Mann trägt alles, trägt Leiden und Unglück; aber nur allein gegen die Schande ist er empfindlich. Müller kann in einer Gesellschaft von Königen stolz seyn, aber nicht an

meiner Seite. Meine Schuld würde ihn mit beladen, meine Schande die seinige werden, und desto mehr, je mehr er mich liebt! — Du schwärmst, meine gute Marie! Er muß das doch am besten wissen, und ich habe ihn ausgeholt. — Das haben Sie für den jetzigen Augenblick. Sie alle lieben mich, Sie alle haben es hier vergessen, wer ich bin, daß ich fehlte. Müller vergißt es mit Ihnen. Hat es aber die Welt vergessen? sagen Sie? und wenn die Müllern daran erinnerte, wenn ein Spott, eine beissende Anmerkung, ihn zur Unzeit daran erinnerte? wenn er an der Seite einer entehrten, verspotteten Frau, auch nur scheinbar den Spott, die Schande mitzutheilen glaubte; wenn er nun, diesen Wurm an seinem Herzen, mit mir leben müßte, ich unglücklicher und elender als vorher durch das Gefühl, ihn unglücklich gemacht zu haben, meinen Tod wünschte, möchten Sie denn das Werkzeug zu dieser Ehre gewesen seyn? sagen Sie? — Gehorsamer Diener! nimm du Sellhoff, oder wen du willst, ich sage nicht ein

Wort! Ich nehme meinen Wunsch wieder zurück. Ich dachte, Ihr liebtet euch. — Und wenn wir uns liebten, und wenn ich ihn zärtlicher liebte, als Ludwig Rosen geliebt hat, so würde ich ihm dennoch meine Hand versagen, denn die ganze Welt. . . .

Ei, laß die ganze Welt aus dem Spiele! Hier, hier hast du Recht; denn in Asien, Afrika und Amerika, Kind, giebts ganze Hundert von Nationen, wo mir jedes hübsche Mädchen, dem ich etwa einen jungen hübschen Kerl vorgeschlagen hätte, sagen würde: aber Vater, das geht nicht, soll ich den Menschen, den du mir da vorschlägst, beschimpfen? Du weißt ja, ich bin noch Jungfer! Ich habe noch nicht einmal eins, vielweniger zwei oder drei Kinder gehabt, wie jedes ehrliche Mädchen doch haben sollte, ehe sie heirathet! Nein Vater, ich kann dem Manne den Schimpf nicht machen, und als Jungfer seine Frau werden. Was würde die Welt davon sagen? Sieh, so würden die Jungfern in vielen Ländern zu mir sagen. Also laß die Welt aus

dem Spiele! Ein ehrliches, achtungswerthes Frauenzimmer bist du, tausendmal besser, wie Millionen Mädchen, denen der Zufall über das Eis geholfen hat, und die sich Jungfern nennen und schreiben, und doch nicht einen Tropfen ehrliches Blut durch ihr Herz schicken können. So recht in der Natur muß das alles nicht stecken, was du mir daher gepinselt hast: denn was so ganz in der Natur steckt, was für alle Menschen also Wahrheit ist, das ist gerade bei den Tungusen so, als in Ellbergen, und in Ellbergen, wie bei den Hottentotten. Indeß wahr ist das, es könnte ihm einmal durch den Kopf fahren, wenns nicht a tempo wäre; und da könnts den lieben Hausfrieden stören, und, Marie, das glaub mir, der Hausfrieden ist mehr werth, als Geld und Perlen, und selig ist, der ihn kennt, und ihn zu erhalten weiß! Also es ist nichts, mit dir und Müller? Nun, Gott kann meine Anstalt nicht ohne Mutter lassen. — Das soll er nicht, Vater; ich will hier in Ellbergen wohnen, so lange Sie oder Ludwig mich nicht jagen. —

Und Sellhoff Dich nicht holt? — Darauf antwortete Marie nichts. Sie schlug die Augen nieder, und gieng tiefsinnig die Allee hinab, und gelobte sich's noch einmal, weder Müllern noch Sellhoff zu nehmen.

Der Rektor kam schon nach einigen Tagen wieder. Seine erste Frage war: ob in Absicht der beiden Sokratiker etwas geschehen sey? Der atle Burchhard schüttelte den Kopf. Mariens unehliches Kind ist im Wege. — Was Kind? was unehlich? was ehlich? sagte der alte Mann eifrig: wenn der Müller so denkt, so hab ich mich in ihm geirrt! Ich hätte ihm mehr gesunde Philosophie zugetraut. Laß ihn die Nase ins Buch stecken. Schon Sophokles sagt: ὅδε νόθος τοῖς γνησίοις ἴσον σθένει: ἅπαν γάρ το χρηςὸν γνησίαν ἔχει φυσὶν. Omne utile ingenuam habet naturam. Aber das kommt davon, wenn man kein Griechisch kann, und den Sophokles nicht gelesen hat, der wohl wußte, was er sagte! — Aber Herr Rektor, sagte die Großmutter, groß verdenken kann man es ihm doch auch nicht. Der Sokosteß

mag ein sauberer Zeisig gewesen seyn, aber die Franzosen sind alle in diesem Punkte leichtsinnig! — Nie aber war die Großmuttter in ihrem Leben so angekommen, als mit dieser unschuldigen Bemerkung über den Sophokles beim alten Rektor. Τί φῆς? rief er, und wandte sich zornig zu der alten Frau, und schimpfte so weidlich auf griechisch und latein durcheinander, und bedauerte bei dieser Gelegenheit hundertmal, daß man keine Gynezea mehr habe, um die Weiber dahin zu verbannen, die mit ihrer spitzen Zunge die besten Tugenden des menschlichen Geschlechts besudelten. Was Isokrates vom ganzen menschlichen Geschlechte sagt, rief er: paßt ganz besonders auf die Weiber: sind sie allein, so thun sie unverschämte Wünsche, und in Gesellschaft, da verläumden sie. Den Sophokles ironice einen Franzosen zu nennen! Den Mann, der auf dem atheniensischen Theater so große moralische Regeln gab, in seinen Tragödien. . . Hier unterbrach ihn die alte Frau, die bis jetzt den Sophokles für einen Kalender-Heiligen gehalten hatte, weil

so viel Lärm um ihn machte: jetzt hörte sie von Theater und Tragödien. Sie unterbrach ihn empfindlich: ei, Herr Rektor, was machen Sie denn für Aufhebens um den Menschen? es ist ja, als obs der Pabst gewesen wäre, und nun tes um und um kommt, ists ein Komödiant! Nun ja, die fragen nichts nach Hurkindern, das weiß man längst: aber darnach richten sich doch keine honette Leute!

Diese unverschämte Bemerkung machte den alten Mann stumm vor Aerger. Er warf nur ein Paar zornige Blicke auf die alte Frau. Nein! nein! sagte er, und wendete sich zu Burchhard, jetzt seh ich, Sie sind ein wahrer Sokrates, selbst bis euf sein häusliches Ungewitter. Lassen Sie uns gehen; Er gieng zur Thüre hinaus, und Burchhard folgte ihm lachend nach. Hier setzte ihm Burchhard näher aus einander, daß Müller sich gar nchit weigere, Marien zu heirathen, daß er es vielmehr gar nicht wisse, wie man darüber denke, sondern, daß dieses nur Mariens Meinung wäre. Er setzte ihm Mariens Gründe ausein-

ander. Hm! hm! sagte der alte Mann, und nickte von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe, die rationes sind nicht übel, und die Marie handelt vernünftig! Ja, Ja, recht! bene, optime! Richtig! Ich muß das Frauenzimmer bewundern, Herr Burchhard; besonders da sie mir sagen, daß sie ein desiderium zu dem Müller trägt, das wohl sonst gewöhnlich die Vernunft und ihre actiones zu verwirren pflegt. Die ganze Sache war mit diesem Gespräch zwischen dem Rektor und seinem Freunde abgethan, aber nicht zwischen Müller und Marien.

Müller liebte Marien, und seine Liebe gründete sich auf die tiefste Achtung vor Mariens Charakter. Seinen Wünschen stand nichts im Wege, als Mariens Verbindung mit Sellhoff. Sie wurden ihm also sehr bald deutlich. Er schwieg, weil er keine Möglichkeit sah, Mariens Hand zu erhalten, indeß bei ihrer wachsenden Vertraulichkeit sah er denn doch bald, welche große Fortschritte er in Mariens Gunst machte. Er freute sich der Entdeckung, denn sie gab ihm doch eine Möglichkeit, so

zum

zum Besitze ihrer Hand zu kommen. Marie wurde immer vertraulicher gegen ihn, und mit geheimer Freude sah er jeden Tag neue Zeichen ihrer wachsenden Neigung gegen ihn. Noch war ihm kein Gedanke eingefallen, daß Mariens Kind ein Hinderniß ihrer Verbindung werden könnte. Er betrachtete Marien als eine junge Wittwe, oder vielmehr, er stellte gar keine Betrachtungen darüber an; er liebte sie, und so sah er gar kein Hinderniß. Schon war Müller zu dem Entschlusse gekommen, mit Marien zu reden, ihr sein Herz zu entdecken, und um ihre Liebe, und ihre Hand zu bitten; allein auf einmal war Marie ganz gegen ihn verändert. Sie war noch eben so vertraulich gegen ihn; ja es schien ihm, als ob ihr Vertrauen noch zugenommen habe; allein diesem Vertrauen fehlte das Rührende, das gewisse Etwas, mit einem Worte, der Hauch der Liebe beseelte es nicht mehr.

Marie saß noch an seiner Seite, redete mit ihm; allein mit einer solchen Ruhe und freundlichen Kälte, daß ihm davor schauderte. Er fand sie seltener auf seinen gewöhnlichen Spa-

ziergängen, wo er sie sonst so gewiß zu finden wußte. Sonst hatte sie jeden Menschen, der sich zu ihnen auf diesen Spatziergängen gesellen konnte, vermieden; jetzt, wenn sie mit ihm gieng, sie suchte keinen dritten Mann; allein er fand sich immer so natürlich von selbst, und Marie hielt ihn auf eine so ungekünstelte Art fest, daß Müller nur Anfangs auf die einfältigen Zufälle schimpfte, die ihn nicht mehr einen Augenblick allein mit Marien ließen. Endlich aber merkte er, daß es nicht immer Zufall war, wenigstens sah er, daß sich Marie gar keine Mühe mehr gab, wie sonst, diesen lästigen Zufällen aus dem Wege zu gehen. Sonst war Mariens Lieblingsort ein Hölzchen hinter dem Dorfe gewesen; jetzt aber war es die Allee im Dorfe, wo alle Augenblick ein Mensch da war, der sie, sollte es auch nur mit einem Hutabziehen seyn, störte.

Wenn er ein Gespräch noch so fein eingeleitet hatte, um die Art der ehemaligen Gespräche wieder in den Gang zu bringen, so bückte sich Marie, brach eine wilde Zichorie ab, fragte nach dem Unterschiede von der ächten, und weg

war das schöne Gespräch, und Marie verlor sich in der langweiligen Naturgeschichte. So verlor Müller nach und nach den Muth, sich Marien zu entdecken: sie wurden fremder gegen einander, als sie je gewesen waren. Die Vertraulichkeit, die ihm Marie noch zeigte, war selbst nach seinem Gefühl bloß das Kleid der alten Freundschaft. Der Geist des Vertrauens war dahin. Er verschloß seine Liebe, deren Strahlen schon leuchtend aus seinem Herzen hervorbrachen, in sein Herz zurück. Er wurde finster und schwermüthig, er brütete allein über seiner Liebe, zuletzt blieb er ganz von den Spaziergängen weg, er war jetzt in seiner Erinnerung, eigentlich näher mit Marien verbunden, als wenn er bei ihr war. Allein konnte er sich doch der Händedrücke erinnern, die ihm Marie jetzt entzogen hatte.

Wenn der Sellhoff nur kein Schurke ist, sagte Burchhard mit Zittern: seine Briefe bleiben aus. Marie hat ihm ein großes Opfer gebracht; er würde sie ermorden, wenn er sie verließe. Sellhoff war ein Schurke. Marie war

schon verlassen, wie Burchhard noch vor der bloßen Vorstellung zitterte.

Sellhoff war von Marien weg auf die Akademie gegangen. Er hatte seine Zeit nicht übel angewandt, und sein natürlicher Verstand, sein Witz, seine Geschmeidigkeit halfen ihm überall fort. Schon in den ersten Jahren hatte er aufgehört, Marien zu lieben; allein es fehlte ihm nicht ganz an Ehrlichkeit, und die Umstände bei seinem Versprechen, das er Marien abgelegt hatte, ihr treu zu bleiben, Ludwigs Betragen, des Vaters Benehmen, das ganze Feierliche und Rührende bei der ganzen Verhandlung hatte doch einen so tiefen Eindruck in seinem Herzen zurückgelassen, daß er Marien immerfort als sein Weib betrachtete. Es fiel ihm nicht ein, daß es anders seyn könnte; und sah er auch einmal ein Mädchen, das seine Wünsche und sein Herz in Bewegung brachte, so zog er eine krause Stirn, flatterte um das Mädchen her; allein die Vorstellung: ich bin Mariens! hielt ihn doch von jeder ernsthaften Unternehmung zurück. So ziemlich treu also, einige

kleinen Untreuen abgerechnet, gieng er von der Akademie ab, nach Magdeburg als Referendarius. Er schrieb alle Monate zweimal an Marien, und seine Briefe wurden in dem Maaße schwülstiger und leidenschaftlicher, als er gegen Marien kälter wurde. So geläufig es ihm war, Briefe zu schreiben, so kosteten ihm doch die Briefe an Marien große Mühe; denn aufrichtig gesagt, er hatte ihr nichts zu schreiben. Er schrieb bloß, weil er schreiben mußte.

In den ersten Tagen in Magdeburg wurde er in das Haus eines Kriegsraths eingeführt. Man bat ihn öfter zu kommen; denn er war die Seele der Gesellschaft gewesen. Lange war die Gesellschaft in diesem Hause nicht so gut unterhalten gewesen, als heute Abend. Sellhoff wußte tausend Possen zu erzählen, tausend lustige Spiele anzugeben, die man längst für langweilig erklärt hatte, und denen er durch seinen Witz ganz neue Reitze zu geben wußte. Wie er fort war, so wurde er von der Familie für einen excellenten, für einen amüsanten Menschen erklärt; man wünschte sein Wieder-

kommen, und Sellhoff ließ sich nicht lange darum bitten, denn die Mamsell Henriette Reimann, die Tochter des Kriegsraths, hatte mit ihren schönen Augen, und mit ihrer schlanken Gestalt, keinen geringen Eindruck auf ihn gemacht. Er kam wieder, und das gewöhnliche Leben gieng an. Sellhoff scherzte, witzelte, blies auf Karten, silhuettirte, tanzte, hatte die Tasche und den Kopf immer von lächerlichen Kleinigkeiten voll, konnte einem Teutschfranzosen bis zum Todtlachen nachahmen, machte einen Savoyarden mit seiner Laterna magika bis zum Erstaunen nach, hatte immer neue Spiele in Bereitschaft, erfuhr alle Lächerlichkeiten der ganzen Stadt, und erzählte sie, daß man sich hätte krank lachen mögen, und was alle die Dinge mehr sind, die der steife Philosoph so gern mit dem Namen Kleinigkeiten verächtlich machen möchte, und der eben darum nie Achtung und Gehör findet, und wenn er ein zweiter Sokrates wäre, weil es ihm an diesen verächtlichen Kleinigkeiten mangelt, die beynahe die einzigen Verdienste sind, die Achtung und Gehör verschaffen.

Auf die Weise wurde Sellhoff bald der angebetete Hausfreund aller der Familien, die mit der Familie des Kriegsraths Reimann in Verbindung standen. Er kam, wann er wollte, und immer war er angenehm. Mit Jettchen Reimann lief er ins Konzert, auf die Bälle, auf den Fürstenwall, auf den Domplatz, und Jettchen wußte sich nicht wenig damit, daß sie den angebeteten Sellhoff immer an ihrem Arm hatte. Mitten in diesem Taumel von Vergnügungen wurde es Sellhoffen noch mühsamer, an Marien zu schreiben, und an Jettchen schrieb er doch so manches witziges Billet und das so gern. Manchmahl, wenn er mit Jettchen allein war, war er auch ernsthaft. Er philosophirte, ereiferte sich über Menschenhärte, Grausamkeit, Unterdrückung, und Jettchen gab sich alle Mühe, mit zu philosophiren, und so philosophirten sich die beiden Menschen manchmal einer in des andern Arm, ohne daß sie es selbst wußten. Der Kriegsrath Reimann war ein gewöhnlicher Mann, ohne hervorstechende Tugenden und Laster. Man nennte ihn einen guten Mann, weil er nieman-

dem Unrecht that, keinen übervortheilte, wenigstens nie ohne einen gerechten Vorwand, an die Armenkasse gab, Leute zu Tische bat, keine Schulden machte, sich nicht betrank, alle vier Zeiten zum Abendmahle gieng, seine Kinder in die Schule sandte, und übrigens die Welt gehen ließ, wie sie gehen wollte. Er hatte hin und wieder einen Roman gelesen, und den Grundsatz drinn gefunden, man müsse junge Leute nicht einschränken: die Unschuld laufe Gefahr, wenn man sie bewache. Das hatte er sich gemerkt, und darum konnten seine Töchter thun, was sie wollten. Er verließ sich auf seine Regel, und bemerkte nicht, daß nur von einem unschuldigen, reinen Herzen in den Romanen die Rede ist, und nicht von Mädchen, die unter dem ewigen Schauspiele der Liebeshändel erwachsen sind.

Genug, er fand diese Regel sehr bequem, und seine Töchter thaten, was sie wollten, und waren wirklich nach dieser Regel sehr liebenswürdige Geschöpfe geworden. Sie waren gesprächig, anständig frei, ohne je Verlegenheit zu zeigen. Sie hielten die Männer in einem

großen Respekt, und ob sie gleich bei allen Bällen waren, so wußte selbst die Verläumdung nichts als einige kleine Romänchen auf sie zu bringen, die sie aber doch mit allem möglichen Anstande bis ans Ende durchgeführt hatten. Jettchen fand den Herrn Sellhoff sehr liebenswürdig, und Sellhoff Jettchen. Das war nicht anders. Jettchen sagte das ihrem Vater? Warum nicht? der Vater fand Sellhoffs Kariere noch ein wenig lang. Man muß sie abkürzen. Hat er Dir etwas gesagt, Jettchen? — Noch nicht, Papa; aber ich habe ja Augen! — Nun, sieh Du zu! —

Jettchen sah zu, und es dauerte nicht lange, so sah sie zu ihrer Freude Sellhoffen seufzen, die Augen verkehren und alles das thun, was zu dem Anfange eines ordentlichen Liebeshandels gehört. Jettchen seufzte und verdrehete die Augen, und ließ das Köpfchen hängen, und drückte Sellhoffen verstohlen die Hand, und sah schmachtend zu Boden, wenn sie merkte, daß er sie betrachtete, und zuletzt schien es ihr selbst Ernst zu werden. Sellhoff

sprang dann auf, gieng mit starken Schritten das Zimmer auf und nieder, die Arme über einander geschlagen, und wollte die Verzweiflung ausdrücken; denn Marie fiel ihm zur Unzeit ein! und zuletzt schien es ihm ebenfalls als ob die Empfindung in seiner Brust wirklich sey, die er anfangs nur heuchelte.

Genug, ohne den Leser lange mit der Beschreibung aufzuhalten, wie sie seufzten und stöhnten, das alles er in hundert andern Romanen nachlesen kann, und wie sich Sellhoff und Henriette überredeten, daß sie sich bis zur Verzweiflung liebten, will ich ihm nur sagen, daß Henriette hundertmal Lust hatte, den Handel abzubrechen; denn sie wurde an dem Menschen zum Narren. Heute saß er, seufzte, das Geständniß seiner Liebe lag auf seinen Lippen! Es bedurfte nur noch eines Blickes, so strömte es hervor, und nun stand er auf, verschluckte es wieder, und rannte wie rasend davon. Morgen war er kalt, schimpfte, fluchte, grollte mit der ganzen Welt, sprach von Grab und Sterben, und lieber Gott! sie hatte ihm kein ein-

ziges hartes Wort gesagt, sie hatte ihm vielmehr die Hand so kräftig gedrückt, daß ihr die Finger schmerzten, und dennoch hörte der tolle Mensch nicht auf, vom Grabe zu reden, und lief endlich gar davon, setzte sich eine halbe Stunde, den Kopf aufgestützt, an seinen Tisch, aß in seiner Betrübniß ein gebratenes Huhn, und schäkerte mit seinem hübschen Hausmädchen. Und dennoch hätten beide, wie tausend junge Leute, im Ernst darauf geschworen, sie liebten sich bis zur Verzweiflung. Sellhoff überlegte den Handel sehr ernsthaft. Er liebte Jettchen. Marie war seinem Glücke im Wege. Wie? wenn du . . . das geht nicht! Wenn Marie . . . das wird die nicht. Aber soll ich denn unglücklich werden, weil ich als Knabe unbesonnen war? Soll ich mich, Marien und Henrietten unglücklich machen, um mein Wort nicht zu brechen? Ich kann mit Marien, ich kann ohne Henrietten nicht glücklich seyn; ich werde vor Gram und Liebe sterben, Henriette auch, Marie endlich auch. Das Unglück ist nun einmal geschehen, soll ich es noch ver-

mehren? Ich muß das kleinste Uebel wählen. Ich muß! Marie, ich muß! die arme Marie war um ihren Mann wegphilosophirt.

Das gieng nun nicht so geschwind, als er philosophirt hatt; denn sein Gewissen machte gegen den ganzen schönen Schluß gewaltige Ausnahmen. Sellhoff war kein Bösewicht. Henriette aber zog ihn immer aufs neue in den Strudel der Leidenschaft hinein, und er ließ sich gern ziehen. Da wurde überlegt, geseufzt, gejammert, beschlossen, und immer zog die Leidenschaft, und die Eitelkeit die beiden Verliebten näher. Endlich ohne Worte, ohne Erklärung, lag Sellhoff eines Tages an Jettchens schönem Busen, und von ihren Armen umschlungen, ärntete er von ihren Lippen die ersten süßen Küsse der Liebe. Dann kam die Reue wieder und endlich das Geständniß: Jettchen, ich liebe dich bis zum Sterben; allein ich bin nicht mehr frei. Zwar hütete sich der junge Herr wohl, etwas von einer Frucht der Liebe zu verlautbaren; er gab es als eine Ju-

gendthorheit an. Jettchen drückte ihn fester an ihre liebevolle Brust und spielte zu gleicher Zeit die Großmüthige. Laß mich sterben! rief sie: du bist Mariens! Nach und nach überlegte man ruhig, man zog Mariens Stand in Betrachtung. Jettchen erbot sich, ihr für Sellhoff ganze Königreiche abzutreten. Man sprach im hohen Pathos fürchterliche Tugendsentenzen, und die Gedanken schimpften im niedrigen Komödienstyl auf die arme Marie. Kurz, man that dem Gewissen mit schönen Worten, fürchterlichen Geberden und Entschlüssen, die man nicht halten wollte, eine Genüge, und die Komödie gieng ihren Gang immer der Hochzeit näher. Der Kriegsrath, der von Henrietten den Handel erfuhr, behandelte ihn wie einen Prozeß. Er zeigte Sellhoffen, daß er gar nicht legaliter mit Marien verbunden sey, da er noch unter Vormündern gestanden hatte. Sellhoff war ehrlich genug, sich vor diesen Gründen zu schämen. Er sagte: das Mädchen, Herr Kriegsrath, ist so edel, daß ich sicher von ihrer Seite her keine Hindernisse zu befürchten

hätte, wenn ... Er wollte sagen: wenn mein Gewissen schwiege. Er schwieg.

Man drehete das Ding so lange, bis sich irgend eine Seite hervordrehete, an der es sich ganz schicklich fassen ließ. Marie schrieb jetzt nur selten an Sellhoff, und wenn er auch schrieb, so erhielt er nur spät Antwort; dazu waren ihre Briefe so kalt, so gezwungen kalt, daß Sellhoff mit Lächeln die Briefe in Händen hielt und sie las. Sollte nicht etwa auch Marie .. Er wagte es doch nicht, den Gedanken zu denken. Doch ihre Kälte, einige Ausdrücke Mariens, aus denen sich doch ganz wohl eine Entschuldigung herausklauben ließ.... Sellhoff sann und sann. Wir wollen es wagen. Er hielt mit Henrietten Verlobung. Das Ding war auch nicht mit rechten Dingen zugegangen. Liebe und Wein hatte Sellhoffen den Abend berauscht. Der Vater erklärte der zusammengebetenen Gesellschaft Sellhoffs Verlobung mit Jettchen. Sellhoff hatte nicht das Herz zu widersprechen. Sie waren öffentlich verlobt, und der Kriegsrath dachte nun an

Sellhoffs Beförderung, zum Justitzamtmann bei dem Herrn von Berghorn. Einige Briefe wurden geschrieben. Der Herr von Berghorn nahm den jungen Sellhoff auf die Empfehlung des Kriegsraths, als einen thätigen, helldenkenden, und für das Wohl der Menschen enthusiastischen jungen Mann an. Bei dem ersten Besuch, den Sellhoff bei dem Herrn von Bergborn ablegte, war Ludwig nicht gegenwärtig. Er war auf einem benachbarten Dorfe. Sellhoff gefiel dem alten Berghorn und dieser jenem. Berghorn erzählte Sellhoffen alle seine wohlthätigen Plane mit seinen Unterthanen, mit einem mehr als jugendlichen Enthusiasmus, und Sellhoff war völlig entzückt davon. Ich danke Gott, Herr Hauptmann, inniger als für jede andere Wendung, die er meinem Schicksal hätte geben können, daß er mich zu Ihnen geführt hat! Welch ein Leben werde ich hier in der Nähe, und ich hoffe auch, mit dem Vertrauen und der Freundschaft eines so edlen Mannes führen, der mich zu dem Werkzeuge seiner alleredelsten Großmuth machen will!

Sellhoff sagte das mit bebender Stimme: denn er war wirklich gerührt. Berghorn machte auch Sellhoffen mit seinen Büchern bekannt: wo Ludwig getadelt hatte, da erstaunte Sellhoff; wo Ludwig kalt sagte: das ist gut! da stand Sellhoff mit gefaltenen Händen und betete an. Er verließ den Alten mit der tiefsten Verehrung, mit so deutlichen Zeichen seiner angemessensten Achtung, das Berghorns Eitelkeit sich nicht wenig dadurch geschmeichelt fand. Der Alte umarmte ihn. Sellhoff rief: und wenn mich der größte Monarch umarmte, so fände ich mich durch Ihre Umarmung mehr geehrt; denn ich habe an den Herzen eines der edelsten Menschen gelegen: Er reiste ab mit dem Versprechen, so bald als möglich zu kommen, und dem alten Berghorn seine Plane ausführen zu helfen.

Sobald Ludwig zurück kam, so lief ihm Berghorn mit einer lauten Lobeserhebung seines neuen Justizamtmanns entgegen. Lieber Junge, ein Mensch, ein wahrer Mensch! Die Thränen standen ihm bei allem, was ich ihm

von meinen Absichten sagte, in den Augen! Nun sollst du sehen, wie rasch alles gehen soll, Herzensjunge! Wir drei wollen uns hier ein Paradies schaffen, das Engel uns beneiden sollen. Ein hübscher Junge, mein neuer Amtmann! Gottlob, daß der Tod den Alten auch einmal ad acta legte, wohin er alle meine Plane warf! Jung und feurig; Enthusiast ohne Schwärmerei; weich und voll Gefühl; wie gesagt, die Thränen standen ihm in den Augen. Er fand alle meine Anstalten vortrefflich! — Alle? fragte Ludwig: alle sind sie es doch wahrhaftig nicht. — Wer wird auch wie Du so mäkeln und splitterrichten? — Lieber Vater, jeder, der Fehler an einem guten Werke sieht, und das gute Werk gern vollkommen hätte! — Seit Deiner letzten Reise nach Braunschweig ist Dir doch auch, bei Gott! kein Engel mehr rein genug. — Das sagen Sie, Vater; allein wenn es auch wäre, habe ich doch auf dieser Reise auch die letzte Hoffnung für mich aufgegeben, und bin nun allein für andere Menschen da! Können Sie mir es verdenken, daß ich den Men-

schen, für die ich lebe, und die nun die einzige Quelle meines Glücks sind, nichts vergebe? Gut, ich möchte alle Ihre Werke gern so sehen, daß auch Gott daran nichts aussetzen könnte. Meinen Sie, daß ich Sie tadeln würde, wenn ich nicht fühlte, nicht begriffe, Sie wären zu edel, als daß Sie auf der Hälfte des Weges würden stehen bleiben? Ich tadele, weil Sie ein Mann sind, der für den Tadel zu groß ist, und mit jedem neuen Tage den Tadel des vorigen zur Lüge macht. Sie, lieber Freund, sind wahrlich zu edel für ein immerwährendes Lob. Ihr Herz ist gemacht, es zu verdienen, aber nicht Ihr Ohr, es zu hören. Lassen Sie den neuen Amtmann nur kommen: er wird Sie schon besser ehren lernen, als durch Lob.

Der edle Ludwig meynte das von ganzem Herzen so. Wohlthun, Menschlichkeit war seinem Herzen ein Bedürfniß. Er that sich in Andern wohl. Ein reiner Geist des Wohlwollens hatte von Kindheit auf in seiner Brust geherrscht, und war ihm endlich so zur andern Natur geworden, wie bei andern Menschen

das Athmen. Er suchte also weder die Verborgenheit, noch einen menschenvollen Markt, wenn er Gutes thun wollte; er suchte nichts dabei, als den Hang seines Herzens zu befriedigen. Darum that er wohl auf eine so natürliche Art, ohne je nach der Manier zu suchen. Er fand, wo er fand, den Unglücklichen; er half. Er redete sogar ganz ohne Umstände von dem Guten, das ihm gelungen war, wenn es die Gelegenheit gab, und hundertmal hatte er geholfen, ohne daß je ein Mensch etwas davon erfuhr, selbst nicht der Unglückliche. Er half, weil er mußte. Es floß in seinem Blute: aus dem moralischen Bedürfnisse war gleichsam ein physisches geworden. So aber war es mit dem Herrn von Berghorn nicht. Er war edel, großmüthig, wohlthätig; aber an der Manier, es zu seyn, lag ihm beinahe eben so viel, als an der Tugend selbst. Sellhoff mit seinem wirklich vom Herzen gehenden Lobe mußte also eine große Wirkung auf den Alten machen, und die Vorwürfe, die er Ludwigen machte, waren heute ganz natürlich. Er umarmte in-

deß den guten Ludwig und hieß ihn davon schweigen.

Zwar war es wahr, er hatte es seit dem, daß Ludwig von Braunschweig zurück war, ihm weniger zu Dank machen können, als sonst. Auch das war ganz natürlich. Auf der Rückreise nach Berghorns Gute, die ziemlich lang dauerte, hatte Ludwig Gelegenheit genug, über sich und sein Schicksal Reflexionen zu machen. Er sah nun sein Unglück gewiß. Rose war eines Andern. Er fieng an, nachdem der erste Schmerz vorüber war, sein künftiges Leben, was ihn selbst betraf, mit einer gewissen Gleichgültigkeit zu betrachten. Er sah, wohin er vorwärts blickte, keinen Strahl von Hoffnung für seine künftigen Tage. Ich habe denn also gelebt! rief er, ich bin denn also zu Ende! Ein tiefer Gram senkte sich in sein Herz, ein schwerer Kummer umlagerte seine Seele, und in diesem Zustande kam er bei Berghorn an. Mehrere Tage und Wochen wandelte er in dieser niederpressenden Schwermuth umher, ohne seinem alten Freunde die Ursach derselben zu sagen.

Doch da er in ihn drang, so sagte er ihm, mit mir ist es vorbei! Die Pflanze dort, von der ein Insekt sich nährt, hat mehr Zweck als ich. Mein Leben ist von jetzt an ein Traum' weniger als ein Traum, eine schwere, bittre Last. Der Alte fieng an, mit ihm zu disputiren, und es gelang ihm nach einigen Tagen doch, den Jüngling zu überzeugen, daß wenn das Leben auch für ihn selbst ohne Werth und Zweck sey, so sey es dies doch nicht für andere Menschen. Komm, mein Sohn, betrachte Dich als einen wohlthätigen Geist, der ohne von Menschen gesehen zu werden, ihnen dennoch wohl thut. Du erwartest nichts mehr von den Menschen; gieb ihnen desto mehr! Sey ihnen alles, da sie dir nichts sind. Schenke ihnen Dein Leben, das Dir unbrauchbar ist!

Diese ganz neuen Vorstellungen, die mit Ludwigs Gleichgültigkeit gegen das Leben und mit seiner Liebe zum Wohlthun so gut zu harmoniren schienen, erregten aufs neue die niedergepreßte Thätigkeit seines reizbaren Herzens. Er raffte sich auf; seine Melancholie wurde En-

thusiasmus, sein Gram gleichsam eine wohlthätige Verzweiflung. So giebt das Uebermaaß des Elends neue Kräfte, zu tragen, und die letzte Last, die den Unglücklichen zu zernichten droht, ist der Anfang seines neuen, unerwarteten Glücks. Wer kann die Kräfte des Herzens berechnen? Er betrachtete sein Leben als etwas, das dem Unglücklichen ganz gehörte, auf das niemand weiter Ansprüche zu machen hätte: und so fiel er mit einem wilden Heishunger über die Veranstaltungen seines Berghorns her, untersuchte, tadelte den kleinsten Flecken, den er fand, und machte so dem Verdrusse seines Herzens Luft.

In dieser Epoche erschien nun der neue Justizamtmann Sellhoff. Nach einigen Wochen zog er auf Berghorns Gute an. Er trat in Berghorns Zimmer, und erblaßte, da er Ludwigen erblickte. Ludwig sah ihn einen Augenblick an, erkannte ihn und flog in seine Arme. Sellhoff, lieber, liebster Sellhoff! o Gott, Gott sey Dank! Das hätte ich kaum gewünscht, und nun auf einmal, was ich nicht einmal zu

wünschen wagte, erfüllt! Du hier? Du bei mir? Gottlob! In der frohen Bestürzung sah der Jüngling nicht, wie verlegen sich Sellhoff in seinen Armen, wie ein Aal, den man gefangen hat, drehete, wie er Gottlob rief, ohne einmal sein Auge auf Ludwig zu heften. Noch verlegener wurde Sellhoff, wie er hörte, auf welche Weise Ludwig hier war; wie er sah, auf welche Weise Ludwig mit dem gnädigen Herrn umgieng, und wie er vernahm, daß Ludwig noch vor der Hand hier bleiben würde. Ludwig erweckte sein schlummerndes Gewissen mit Donnerstimmen, und er wünschte sich nach Sibirien, oder Ludwigen in das Pfefferland.

Der alte Berghorn umarmte sie beide und freute sich aufrichtig, daß das Schicksal sie schon vorher zu Freunden gemacht hatte. Sein Wunsch war erfüllt. Ludwig eilte mit Sellhoff in den Garten. Hier überließ sich Ludwig ganz der Freude, seinen alten Freund wieder gefunden zu haben. Er erzählte ihm sein unglückliches Schicksal, verglich es mit Sellhoffs Geschick, und rief: o du glücklicher Mensch! Und

wenn Du nur erst ermessen könntest, wie glücklich! Marie, deine Marie, Sellhoff, ist ein Weib, das keine Kronen bezahlen, und hier, hier, gerade hier an ihrer Stelle ist! Und wenn ich keine Vorsehung glaubte, so würd' ich doch hier gestehen müssen: dies ist ihr Finger, der Dir Marien gab. Denn was wolltest Du und Berghorn hier ohne Marien? ein Gebäude der Wohlthätigkeie von Lumpen aufführen, dem Herz und Geist mangelte, das reine Herz und der hohe Geist deiner Marie! O Sellhoff, wie glücklich wirst Du seyn! wie werde ich mich Deines Glückes freuen! wie wird Marie die Träume unserer Jugend wahr machen! die schönen Träume, deren Wirklichkeit so schwer ist! Sellhoff schwieg bestürzt, und bestürzt deswegen, weil er doch wenigstens nicht so viel erwartet hatte. Du bist Marien deine Hand schuldig! das vermuthete er; aber, danke Gott für Marien! das war zu viel. Wie war es Ludwigen nun mit Henrietten anzubringen?

Sellhoff blieb stumm und einsilbig. Je mehr ihm Ludwig von Marien erzählte, desto

stummer wurde er. Ludwig mahlte ihm noch dazu ein schönes Bild von der Glückseligkeit, die er in Mariens Besitz finden würde, machte ihm eine so reizende Beschreibung von ihr, ihrem Charakter, ihrer Liebenswürdigkeit, der innern Kultur ihres Geistes, daß Sellhoffen auch sogar der Gedanke einfiel, daß er mit Jettchen zu rasch gewesen sey. Sein Zustand wurde immer ängstlicher. Er saß da, Ludwigen gegen über, und wagte es nicht, sein Auge aufzuschlagen. Er sann auf Mittel, sich aus der Verlegenheit, worin ihn Ludwigs Gegenwart stürzte, zu ziehen, und sah dazu keine Möglichkeit. Er war verloren; denn schon in ein Paar Tagen wollte Jettchen kommen, und ihren Geliebten und ihren künftigen Wohnplatz besuchen. Sobald er konnte, machte er sich von Ludwigen los, gieng zu Hause, schlug die Arme über einander, gieng in dem Zimmer, das ihm ein Paar Stunden vorher der Aufenthalt des Glücks schien, wie in einem Gefängnisse umher, und doch war er verlegener über die Manier, wie die Begebenheit sich auflösen

würde, als über seine Handlung selbst; er scheute mehr Ludwigs Vorwürfe, des Alten Mißtrauen, als Mariens Thränen; mehr die Schande über das Verbrechen, als das Verbrechen selbst. Doch das ist wohl meistens so unter den Menschen!

Noch peinlicher war es ihm, daß Ludwig es so gewiß voraussetzte, er würde Marien nehmen. Hätte er nur ein einziges Mal die Frage gethan: du bist ihr doch noch treu? du willst sie doch noch? so ließ sich doch mit Manier etwas einwerfen, so konnte er doch einen Zweifel äußern. Aber so zog das Ungewitter herauf, die Wolken drängten sich zusammen, der Blitz und Knall war mit jeder Minute zu erwarten, und er konnte Ludwigen nicht sagen, erschrick nicht, es wird donnern! Er gieng um Ludwigen her, er fieng an, er stotterte etwas hervor, und Ludwig fiel ihm mit dem: wenn Marie nun erst hier, erst deine Frau ist! dazwischen. Dagegen ließ sich nichts machen.

Ellhoff ließ sich also von dem Strome der Wellen treiben. Er wurde wirklich hart für

seine Untreue bestraft. Endlich kam der fürchterliche Tag, da das Geheimniß hervor mußte. Jettchen war mit ihrem Vater bei Sellhoff, und Berghorn ließ sie zu Tisch bitten. Aber mein Gott, wunderlicher Mensch, hatte Jettchen schon hundertmal den Morgen zu Sellhoff gesagt: was fehlt Ihnen? Wahrhaftig, man sollte glauben, ich wäre Ihnen zur Last! — Sellhoff küßte ihr die Hand mit einer Armensündermiene, die Jettchen nur noch mehr verdroß. Sellhoff lief aus einem Zimmer in das andere, käuete in jedem auf den Nägeln, wollte wenigstens Jettchen unterrichten, daß sie sich nicht verrathen sollte, und so gieng zwischen Ueberlegung und Zweifel eine Stunde nach der andern hin, in der Sellhoffs Angst mit jeder Minute stieg.

Es schlug zwölf. Er bot Jettchen den zitternden Arm, er redete unterwegs kein Wort, so viel Jettchen auch fragte. Sie traten bei Berghorn in das Zimmer. Ludwig verbeugte sich und flog auf Sellhoff ein. Sellhoff war starr vor Angst. Man setzte sich zu Tisch. Ludwig

saß gegen Sellhoff über. Berghorn bei Mamsell Reimann. Sellhoff berührte das Essen kaum, und kritzelte auf den Teller. Nun, Herr von Berghorn, sagte der Kriegsrath, ich habe Sie mit einem Amtmann versorgt, nun will ich Ihnen auch die Entdeckung machen, daß ich nichts halb thue; denn ich versorge Sie auch zugleich mit einer Amtmännin. Meine Tochter ist Sellhoffs Braut. Berghorn, dem Ludwig zufällig nichts von Marie gesagt hatte, sah, sich verbeugend auf Henrietten. Henriette erröthete, Sellhoff war todtenbleich, und Ludwig warf einen Blick auf Henrietten, und dann einen mit starren Augen auf Sellhoff. Ist das möglich fragte er Henrietten mit einer gerührten Stimme, und warf wieder einen Blick auf Sellhoff. Berghorn schlug eine halbe Lache auf. Ja, lieber Junge, rief er, es ist möglich, und du kommst zu spät! Hilft nichts, du mußt wieder weiter, armer Junge! um das zu verstehen, muß man wissen, daß Henriette eine entfernte Aehnlichkeit mit Rosen hatte, die aber Ludwigen schnell auffiel. Er stand,

er betrachtete sie mit brennenden Blicken: wie sie zu reden anfieng, so wurde es noch ärger, denn auch der Ton ihrer Stimme ähnelte Rosens Tone. Ludwig gieng mit leidenvollen Blicken auf Jettchen zu, ergriff ihre Hand, und drückte sie an seine Lippen mit einer Inbrunst, die sowohl Jettchen, als auch dem alten Berghorn auffiel. Er hatte Ludwigen öfters in Mädchengesellschaft gesehen, und seine Gleichgültigkeit und Kälte bewundert. Jetzt sah er ihn so, und er hielt das: ist das möglich? für eine gewöhnliche Naivetät von ihm, mit der er seinen Unwillen ausdrückte, daß ein Mädchen, das ihm so gefiel, schon Braut wäre.

Armer Junge! hob er nach einer Pause wieder an, in der er seine Blicke auf Sellhoff warf: dein Freund hat dir vorgefischt, und das ist kein Freundschaftsstück, nicht wahr? Hilft nichts, du bist zum tragen geboren, armer Herzens-Junge! Vergieb es ihm! vergieb es ihm, das Mädchen ist gar zu schön! Ludwig, der das letzte nur hörte, sagte kalt: das

ist keine Entschuldigung, lieber Vater, bei Gott nicht! Alles lachte, nur Sellhoff und Ludwig nicht. Ludwig stand auf, und verließ rasch das Zimmer. Er lief zornig ein paarmal in seinem Zimmer auf und nieder. Er wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte. Anfangs zwar wollte er schon wieder in den Eßsaal, und Sellhoffen seine Untreue gegen Marien öffentlich vorwerfen. Dann fiel ihm Berghorn wieder ein. Berghorn haßte kein Verbrechen fürchterlicher, als Untreue gegen ein Mädchen. Hundertmal hatte er sich gegen Ludwigen darüber erklärt, und jedesmal mit flammenden Augen darüber geredet. Der Grund davon lag in des Alten Geschichte. Sellhoff war noch nicht förmlich zum Amtmanne bestätigt. Ludwig fühlte, daß er Sellhoffen verderben würde, wenn er in Gegenwart Berghorns ihm sein Verbrechen vorwürfe. In dem Augenblicke kam Berghorn auf Ludwigs Zimmer. Aber, Herzens-Sohn, wo bleibst du? wie? Du glühst? wie? lieber Junge, laß doch hören, war es denn Ernst? Ludwig sagte berus

higter: Lieber Vater, das Mädchen hatte eine große Aehnlichkeit mit einem Mädchen, das ich liebte, das ich noch jezt liebe, das . . . Mein ganzer Gram fließt aus dieser Quelle. Lassen Sie uns gehen, ich bin jezt ruhiger. Sie giengen zur Gesellschaft. Sellhoff zitterte. Henriette hatte mit starren Augen Sellhoff betrachtet, der stumm und mit niedergeschlagenen Augen da saß, und sie hatte aus seinen Augen eine Erklärung des Vorfalls erwartet. Die Bedienten hinderten eine deutlichere Erklärung.

Ludwig entschuldigte sich mit einer Unpäßlichkeit. Man sezte sich nieder; der alte Berghorn verlangte schlechterdings, Ludwig sollte sich zu Henrietten sezen. Seine gute Laune zeigte Sellhoffen, daß keine Entdeckung vorgefallen war. Ludwig redete mit Henrietten sehr angelegentlich. Es war ihm daran gelegen, das Mädchen kennen zu lernen, dem er den Geliebten entreissen sollte. Henriette kannte Ludwigen und seinen Charakter schon aus Sellhoffs Erzählungen; sie zeigte sich also dem son-

derbaren Jünglinge von der Seite, die einen sehr günstigen Eindruck auf Ludwig machen mußte. Sie schien natürlich, einfach, sanft, menschlich, und Ludwig bedauerte jetzt Henrietten eben so sehr als Marien. Auch Sellhofs Verlegenheit verlor sich in dem Maaße, als Ludwigs Fassung zunahm. Er vermied es nur, mit Ludwigen allein zu seyn, Sie giengen.

Sellhoff ließ es bei dem Einfalle des alten Berghorns. Du machtest wahrscheinlich einen schnellen Eindruck auf diesen sonderbaren Menschen, die Nachricht, du wärest eine Braut, wirkte heftig auf ihn. Dieser Mensch ist nicht gewohnt, irgend eine Empfindung seines Herzens zu verhehlen. Mich wundert es nur, daß er dir nicht auf der Stelle sagte, welchen Eindruck du auf ihn machtest. Diese Erklärung war für Henrietten so schmeichelhaft, daß sie keinen Augenblick anstand, sie anzunehmen, und sie redete noch den ganzen Nachmittag bis zu ihrer Abreise von dem sonderbaren, aber doch guten Menschen. Sellhoff begleitete

sie eine Meile; und in tiefen Gedanken, wie alles werden sollte, kam er zurück.

Ludwig hatte schon seit einer Stunde in seinem Zimmer auf ihn gehofft. So wie Sellhoff herein trat, kam er ihm entgegen. Sellhoff, sagte er, ist das möglich? Er hatte die Hände gefalten und sah ihn mit einem durchbohrenden Blicke an. — Ich bitte dich, Burchhard, wenn du mich lieb hast, so schweig. Mein böser Genius — Genius nennst du das? Mensch! ich bitte dich, sey nur menschlich! Denke doch nur einmal an jenen Tag zurück, da du vor dem Vater des Mädchens standest, da du schworest, Marien nie, auch nicht unter dem allergerechtesten Vorwande zu verlassen! Mensch, denke zurück! — Großer Gott! Ludwig, ich wiederhole noch einmal den Schwur, ich will sie nicht verlassen! Sieh, nie soll Marie Mangel leiden: lieber will ich mir das Nothwendigste entziehen, und Marie soll im Ueberfluß leben! — O Mensch! abscheulicher Unmensch! Mangel? elender Mensch, das kannst du nur denken? Mangel soll sie ohne dich nicht

leiden! So lange diese Hand Brod schaffen kann, so lange ist Marie vor Mangel sicher! Mensch, gieb ihr, was du ihr so unverbrüchlich schuldig bist, gieb ihr, ohne daß ihr treues Herz brechen wird! gieb ihr deine Hand! Mensch, ermorde Marien nicht! — Großer Gott! Ludwig, was soll ich machen! Ich beschwöre dich, überleg doch nur, ob es möglich ist! — Es wäre nicht möglich? es wäre nicht? O guter Gott! ist das ein Mensch? O um Gotteswillen! wie anders ist es möglich? Marie ist dein Weib, Marie ist Mutter, Du Vater! Sellhoff zwing mich nicht! Sellhoff, um Gotteswillen, zwing mich nicht, Mariens heiligste Rechte gegen dich zu vertheidigen! Ich liebe dich; allein zwing mich nicht, Mensch! du würdest zittern! Sellhoff, denke doch, wie ich dich aus den Händen deines harten Vormunds rettete, Marien von der allerfürchterlichsten Schande befreite, und (Mensch, du zwingst mich dazu, dir es zu sagen!) und mich dadurch zum allerunglücklichsten Menschen machte! Denn daher schreibt sich Rosens Haß gegen mich. O Gott, Sellhoff!

soll ich das alles vergebens gethan haben? Soll ich ganz vergebens das Glück meines Lebens geopfert haben? Wie ich bei dir war, Sellhoff, wie ich zu Mariens Vater sollte, um ihm durch die Entdeckung ihrer Schwangerschaft den spitzigen Dolch ins Herz zu stoßen, da riefst du Gott zum Zeugen, daß du Marien unter allen Umständen treu seyn würdest. Sellhoff, Sellhoff, höre, erinnere dich, sey nicht ein so verabscheuungswürdiger Teufel! — Was soll ich machen? stammelte Sellhoff: — Reit nach Magdeburg, sag zu dem Mädchen: ich war auf dem Wege, dich unglücklich zu machen, mich dazu, und das treueste Weib zu morden. Ich habe ein Weib, ich bin Vater! Ich habe dich beleidigt, Mädchen; allein ich bin ehrlich genug, meine Beleidigung zu gestehen, und sie wieder gut zu machen. Das sag! Ich gestehe, es ist hart, so etwas sagen zu müssen, aber du mußt!

Sellhoff setzte sich mit Heftigkeit. Unmöglich! rief er, unmöglich! Meinst du, daß ich meine ganze Ehre so selbst in den Koth treten kann? — Deine Ehre? fragte Ludwig, deine

Ehre? hast du denn noch Ehre zu verlieren? und gewinnst du nicht an Ehre, wenn du das thust? Ich bitte dich, Sellhoff! — Unmöglich! mach was du willst! mach mich unglücklich! mach mich elend, treib mich zur Verzweiflung! — das ist nicht möglich! — Schreib ihr, wenn du nicht das Herz hast, ihr zu sagen, ich habe dich wie ein Schurke betrogen, aber ich fange wieder an, ein ehrlicher Mann zu werden! Schreib ihr! — Eben so unmöglich! denke doch, Ludwig! ich bin öffentlich mit ihr verlobt: kann ich mich selbst für einen Niederträchtigen erklären? — Und lieber willst du es seyn? fragte Ludwig kalt. Sellhoff besann sich. Liebster Freund, habe doch Geduld, ich will zögern, vielleicht, daß Zufälle . . . Zögern willst du? und Henrietten auch betrügen, wie du Marien betrogst? Mensch! doch ruhig, und wenn keine glückliche Zufälle eintreten? — So, so . . . so . . . O Gott, martre mich nicht, Ludwig! — Elender Mensch, rief Ludwig mit Abscheu, der nichts will als betrügen, nichts kann als betrügen, dessen Leben ein elendes Gewebe von

Niederträchtigkeiten ist! o daß ich dir, elenden, verachtungswürdigen Menschen, nur eine Spur von Menschlichkeit zutrauen könnte, der sich nicht schämt, noch in diesem Augenblicke, da ich sein Herz mit seinen Niederträchtigkeiten zerschmettere, mir zu sagen: laß uns zögern! ich will aufs neue betrügen! Pfui, du elender Bösewicht! Er wollte zum Zimmer hinaus, Sellhoff hielt ihn. Höre mich, Ludwig! ich beschwöre dich, höre mich! Ich gestehe es, Ludwig! ich habe elend, leichtsinnig, unbesonnen, ja, niederträchtig gehandelt; aber Ludwig, du, der so heiß liebt, hast du keine Entschuldigung für eine heiße Leidenschaft? — Wie? eine Leidenschaft soll deine Handlung entschuldigen? Mensch, ich bin im Zorn gegen dich, würdest du mich entschuldigen, wenn ich dich jetzt ermordete? Wie? wenn hier ein Bauer sein Weib ermordet, um seine Magd zu heirathen? du selbst bist hier Richter, wirst du ihn frei lassen, und sagen: seine Leidenschaft entschuldigt ihn? — Ermord' ich Marien? ist Marie mein Weib? Ludwig sah ihn bei diesen beiden Fra-

gen verachtend an: die beiden Fragen will ich dir beantworten, wenn der Gram über deine Niederträchtigkeit Marien getödtet hat, und ich dir deinen Sohn von ihr bringe. Aber, das schwöre ich dir bei Gott! du ehrloser, unaussprechlich ehrloser Mensch! mich sollst du nicht betrügen! Er verließ ihn mit einer sehr widrigen Empfindung.

Ludwig gieng mit einer Empfindung des Abscheues, deren er sich noch nie in seinem Leben bewußt gewesen war, in seinem Zimmer auf und nieder. Er fand sich mit seinem schönen Herzen in einem unvermeidlichen Gedränge. Gegen Berghorn mußte er schweigen, oder Sellhoff war unglücklich. Marie oder Henriette wurden unglücklich; die gute Marie, oder die Rosen so ähnliche Henriette. Was sollte er machen? wie sollte er sich verhalten? Seine bittre Empfindung gegen Sellhoff wuchs mit jeder Minute, wurde erst Zorn, dann Kälte und zuletzt Abscheu. Diese Empfindung des Abscheues bestimmte seinen Entschluß. Er setzte sich am andern Morgen zu Pferde und ritt

nach Magdeburg. Er flog nach Reimanns Hause, und traf dort unglücklicher Weise eine große Gesellschaft. Man bat den Freund des Herrn von Berghorns zu bleiben. Natürlich! Ludwig blieb, und sein Geheimniß, sein Vorsatz machten ihn unstät und unruhig. Er wünschte Jettchen auf die schreckliche Nachricht, daß Sellhoff nicht ihr Mann werden könnte, vorbereitet zu haben. In seinen Blicken, die ausgezeichnet auf Jettchen hiengen, glänzte der sanfte theilnehmende Zug des Mitleides. Er faßte ihre Hand, denn er saß bei ihr; er drückte die Hand zärtlich. Er wollte ihr schon voraus zeigen, was für einen zärtlichen Antheil er an ihrem Geschick nähme.

Henriette nahm das alles verkehrt. Sie sah in Ludwigen nichts als einen Bewunderer, der sonderbar genug war, ihr kein Geheimniß aus seiner schnell entstandenen Liebe zu machen. Sie lächelte, wenn er sie anschaute, und zog die Hand zurück, die er drückte; ja, sie brach zuweilen in ein lang verhaltenes Gelächter aus, wenn ihres Nachbars Zärtlichkeiten zu

zärtlich wurden. Nach Tische bat er sie um einen Augenblick Alleinseyn mit ihr. Henriette sah ihn darauf an, lächelte und sagte: aber nur einen Augenblick! Sie gieng mit ihm in ein Nebenzimmer. Hier ergriff Ludwig mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Zärtlichkeit Henriettens Hand. Liebes Mädchen, hob er mit einer sehr bewegten Stimme an: Sie sind die Braut Sellhoffs; aber, bei Gott! liebe Henriette, ich liebe Sie zu sehr, als daß ich zugeben kann, daß Sie die Frau dieses Menschen werden. Henriette hatte etwas von der Art erwartet, aber doch nicht so derb. Sie verbeugte sich, sagte: Herr Burchhard, ich glaube nicht, daß das ein Gespräch ist, das ich anhören darf! und verschwand in das Gesellschaftszimmer. Ludwig wollte seinen Raub nicht fahren lassen. Er flog hinter ihr drein, ergriff ihre Hand, zog sie in eine Ecke des Zimmers, und flüsterte ihr zu: Sellhoff hat eine Braut! — Das weiß ich, Herr Burchhard; Sie kommen mit dieser Nachricht zu spät. Eine Jugendunbesonnenheit, die ich ihm

längst vergeben habe. Lassen Sie mich! — Mein Gott, Henriette! ich kann Sie nicht lassen! das rief er, sich vergessend, laut. So will ich's! sagte Jettchen ein wenig böse, riß ihre Hand los und gieng zur Gesellschaft.

Sie sollen, Sie müssen mich anhören, Mamsell! rief Ludwig: Sellhoff ist ... Sie zwingen mich laut zu seyn ... er ist ein Bösewicht! Jettchen wurde blaß und zitterte. So ihren Geliebten vor einer ganzen Gesellschaft zu beschimpfen! Der alte Reimann fuhr auf Ludwigen ein. Henriette ergriff ihres Vaters Arm. Lassen Sie doch, Vater, sagte sie: die Verläumdung ist zu platt, und man sieht ja wohl, welche Absichten der Herr hat! Bemühen Sie sich nicht weiter, Herr Burchhard. Sellhoff erhält meine Hand, er sey wer er wolle! — Auch dann, wenn ein Sohn von Sellhoff Sie verklagt, daß Sie ihm seinen Vater rauben? — Henriette erröthete; denn schnell waren ihre Blicke in der Gesellschaft umher geflogen, und sie hatte auf manchem Gesichte

ein boshaftes Lächeln sehr wohl bemerkt. Sie sind ein Lügner, rief sie voll Verdruß: und wenn ich noch ganz frei wäre, so würden Sie dennoch keine Hoffnung haben! — Wissen Sie, sagte der Vater: daß Sie sich einen unangenehmen Prozeß zuziehen können? — Prozeß? Sellhoffs Sohn lebt, und wenn Sie wollen, so ist er morgen hier! die Mutter des Kindes lebt, das achtungswertheste Frauenzimmer, das ich kenne. — Und hat ein Kind gehabt? rief Henriette und schlug eine laute Lache auf: eine Hure achtungswerth! ha! ha! ha! — Mamsell! Sellhoff war der Niederträchtige, der das Mädchen verführte, und wenn Unerfahrenheit der Jugend wieder gut gemacht werden kann, so hat es Marie gut gemacht. — O ja, antwortete Henriette mit voller Bosheit lachend: Erfahrung mag sie haben, besonders wenn sie Ihren Unterricht gehabt hat! — Ich sehe, Mamsell, ich habe mich in Ihnen geirrt. Ja, das haben Sie. Sie haben sich zu früh verrathen, daß Sie nichts wollen als verläumden. — Ich traute Ihnen ein menschliches

Herz zu, — Man verliebt sich so geschwind nicht, mein Herr, als Sie glauben. — Was? verliebt? wer sagt das? — Henriette machte ihm eine tiefe Verbeugung. Ich glaube die Augen aller dieser Herren und Damen sind nicht blind gewesen.

Ludwig wollte gehen: er schüttelte den Kopf, verneigte sich und drehete sich um. Der Kriegsrath ergriff ihn: wie, mein Herr, nicht so geschwind! Erst bin ich meiner Gesellschaft in Ihrer Gegenwart eine Erklärung schuldig. Ludwig blieb stehen. Mein künftiger Schwiegersohn, der Justizamtmann Sellhoff, ist mit diesem Herrn auf Schulen gewesen. Sie wohnten zusammen bei einem Tischler, der eine sehr hübsche Tochter hatte. Wie junge Leute sind: Sellhoff läuft dem Mädchen nach, das Mädchen ihm. Der Vater, ohne Zweifel ein Kerl, der das Handwerk versteht, beredet Sellhoff zu einem Eheversprechen . . . . Beredet? rief Ludwig: beredet? Guter Gott! — Lieber Herr, der Vater gab nur auf meine Bitte Sellhoffen seine Einwilligung zu dieser Verbindung,

und entließ ihn auch sogleich seines Wortes, wenn er aufhörte, das Mädchen zu lieben. — Gut! er hat denn aufgehört: was wollen Sie denn noch? — Sie fragen, ob sie es für moralisch halten, ein unglückliches Mädchen in Verzweiflung zu stürzen, sie mit ihrem Kinde der Schande Preis zu geben? Großer Gott, Herr Kriegesrath, bedenken Sie, eine Mutter mit ihrem Kinde! — Hm! Sie hören ja, daß ich daran zweifle. Das soll bewiesen werden! Ist das Kind auf Sellhoff getauft? hat Sellhoff sich gerichtlich zum Vater des Kindes erklärt? He? Antwort, junger Herr! — Das ist nicht geschehen: allein . . . — Nicht geschehen? Nun denn, Herr, so gehn Sie zum Teufel, und zwingen Sie den zum Heirathen des Mädchens, auf dessen Namen das Kind getauft ist. Wer, zum Teufel, Herr, wer wurde denn zum Vater angegeben? — Ich; allein . . . . — Sie? Aber Herr, zu allen Henkern! Sie? warum thaten Sie denn nicht damahls den Mund auf? — Ich erklärte mich freiwillig zum Vater des Kindes; allein . . —

Sie freiwillig? nun so gehn Sie in Gottes Nahmen nach Hause und sehen Sie zu, woher Sie dem edlen Mädchen einen Mann schaffen. Nun begreif ich, lieber Herr, warum Sie sich so sehr für das Mädchen interessiren. Er lachte laut, und die ganze Gesellschaft stimmte mit ein.

Sie sehen also, hob der Alte wieder an, wie das alles zusammenhängt! der arme Sellhoff, eine ehrliche Haut, wird übertölpelt, von dem Mädchen, dem Vater, und da von diesem Herrn; verspricht fremde Sünden zu büßen! Ein Glück, daß Sellhoff mir es selbst sagte. . . . — Wie? das sagte Ihnen Sellhoff selbst? — Ja, mein feiner Herr, er selbst! — O der unbeschreiblich niederträchtige Mensch! Großer Gott, Marie! welch eine Nachricht! o du abscheulicher Teufel, o die unbegreifliche, höllische Abscheulichkeit! Mensch, das sollst du büßen! Er flog zur Thür hinaus.

Den ganzen Nachmittag dauerte das Gespräch über die Ungereimtheit dieses jungen Menschen fort. Henriette hatte den Triumph,

daß auch selbst Mädchen, die sie um Sellhoffen beneideten, zugeben mußten, er sey unschuldig. Denn welchen andern Beweis brauchte man, als den, daß Burchhard sich selbst freiwillig zum Vater angegeben hatte? Henriette erntete noch einen zweiten Triumph ein, da sie erzählte, daß der junge Mensch sich schnell in sie bei dem ersten Anblick verliebt habe, und daß diese Liebe die Ursach seiner Thorheiten sey. Man spottete des Menschen, und Marien gieng es nicht besser. Henriette zweifelte ganz an dem Handel. Sie setzte sich noch heute hin und schrieb an Sellhoff, und bat ihn um eine Erklärung wegen des Kindes, wozu er Vater seyn solle, und das Burchhard für sein Kind erklärt habe.

Unterwegs war Burchhards Wuth auf Sellhoff wieder erkaltet. Er liebte ihn doch zu sehr, um ihn unglücklich zu machen. Er nahm sich vor, Berghornen das alles zu verschweigen, Noch mehr, er begriff nicht! wie Marie mit einem so niedrigen Menschen glücklich werden könnte. Er bedauerte Mariens Unglück;

a ein er hielt es doch für ein Glück, daß sie das Weib dieses Elenden nicht würde. Hundertmal wollte er nach Ellbergen ung Marien die Nachricht bringen, und hundertmal zitterte er vor diesem Gedanken. Endlich kam er bei Berghorn an, und er fand Sellhoff bei ihm. Er flog in Berghorns Arme, und auf Sellhoff warf er einen Blick voll der allerunaussprechlichsten Verachtung. Wie sie beide allein waren, so sagte Sellhoff ängstlich: Du bist in Magdeburg gewesen — Ja, und habe dich dort als den elendesten aller Menschen kennen gelernt. — Und du wirst mich unglücklich machen, Ludwig? fragte Sellhoff mit einem Tone, der dennoch in Ludwigs Herz drang. — Dich unglücklich? kann man dich unglücklicher machen, als du bist, Sellhoff? Sellhoff, ich vergienge in deiner Haut; bei dem Gefühl meiner Niedrigkeit! — Ludwig, wirst du es dem Herrn, von Berghorn verschweigen? Gott, ich habe heut ein Gespräch mit ihm gehabt; ich bin verloren, wenn er es erfährt. — Elender Mensch, der kein Gefühl für seine eigene

Schande hat, und in einem fetten Amte den Teufel glücklich findet Geh! — Wirst du schweigen, Ludwig? — Ich überlasse dich deiner Schande! Marie ist glücklich, daß sie von dir befreit ist!

Sellhoff gieng ganz zerschmettert von Ludwigs Güte; nicht so von seiner Schande. Er verlebte jetzt einige Tage, gegen die die Martern der Hölle Wollust sind, Tage, von dem immerwährenden Gefühle seiner eigenen Unwürdigkeit begleitet. Er konnte sein Auge gegen Ludwig nicht erheben. Er erröthete, und wurde blaß, ohne Ursach. Er gab bei Berghorn eine Unpäßlichkeit vor. Er erröthete, wenn Berghorn etwas sagte, das einem Lobe ähnlich sah, und wurde blaß, wenn Ludwig nur einen Blick auf ihn warf.

Henriette und ihr Vater kamen noch einmal. Sellhoff hatte nicht das Herz, ihnen Ludwigs Edelmuth zu gestehen. Mit einer Angst, die ihm die Brust zusammenzog, ließ er es dabei, was Ludwig selbst gesagt hatte, daß Ludwig sich gerichtlich zum Vater des Kindes

des angegeben hatte, ohne weiter etwas Bestimmtes zur Erklärung hinzu zu fügen. Er sagte zwar nicht bestimmt, daß Ludwig Vater sey; er sagte auch nicht Nein, wenn Henriette sich hinsetzte und auf den abscheulichen Verläumder schimpfte, der seinen eigenen Freund so niedrig verrathen könnte. Er bat sie nur ihre Meinung von Ludwig nicht laut werden zu lassen, und machte sie besonders auf den Einfluß aufmerksam, den Ludwig auf Berghorn hatte; ja, zu gewissen Stunden vertheidigte er auch Ludwigen von andern Seiten her, und brachte manchmal seine Jette zum Erstaunen über ihres Geliebten Großmuth, einem Freunde eine solche Abscheulichkeit verzeihen zu können. Der Einfluß, den Ludwig bei dem Herrn von Berghorn hatte, schien dem alten Kriegsrath, bei den Gesinnungen die Ludwig ganz unverhohlen gegen Sellhoff äußerte gefährlich zu seyn. Ludwig verließ allemal das Zimmer, sobald er konnte, wenn Sellhoff da war. Er aß nicht mit, wenn Sellhoff und seine schöne Braut da aßen; und wenn Berghorn

sich nach der Ursach davon erkundigte, so antwortete Ludwig: ich kann Ihnen das nicht sagen, oder: Sie irren sich. Ich hasse ihn nicht, ich mag ihn nicht gern mit seiner Braut sehen; und so kam der alte Mann auf die Vorstellung, daß Ludwig wirklich verliebt in Henrietten sey. Sein Gemüth war also schon auf folgende Scene vorbereitet.

Wenn der Kriegsrath bei dem alten Berghorn saß, Berghorn Ludwigen als einen Menschen von seltnem Herzen lobte, so hatte zwar der Kriegsrath nichts dagegen, als nur einen Gemeinspruch, der so gut auf Ludwigen als auf das menschliche Geschlecht gehen konnte. So gestand er zu, daß Ludwig wirklich edel dächte und handelte, wenn er leidenschaftlos ist, setzte er hinzu; denn eine Leidenschaft, die ändert Herz und Sinn. Wollte der alte Herr das auf vorliegenden Fall anwenden, so bog der Kriegsrath aus, und behauptete, daß Ludwigs Tugend doch nur eine menschliche Tugend sey, und gnädiger Herr, sagt nicht der scharfsinnige Shaftsbury: jeder Mensch hat seinen Preis, um den er sich

hingiebt? Dann rückte er unvermerkt näher, und wie der alte Herr einmal ganz insgeheim den Kriegesrath fragte, was unter den beiden Freunden vorgefallen sey, das ihre Freundschaft erkältet habe, so ließ sich der Kriegesrath erst das Versprechen des Schweigens ablegen, und dann erzählte er ihm Ludwigs schnell entstandene Liebe gegen seine Tochter, und die Art und Weise, wie er Sellhoff und seine Tochter habe trennen wollen. Der alte Herr schüttelte während der Erzählung hundertmal den Kopf, und wie sie geendigt war, rief er: das glaube wer Lust hat! Ludwig verläumdet nicht. Eben kam Sellhoff drauf zu. Der Kriegesrath berief sich auf Sellhoff.

Bittrer konnte Sellhoff wohl nicht gestraft werden, als so; er war jetzt auf die bitterste Stunde seines Lebens gekommen. Er mußte den verläumden, der ihm nichts als wohlgethan hatte, bei Berghorn Ludwigen einen Elenden nennen, und Ludwig war so großmüthig, Sellhoffs Schande Berghorn zu verschweigen. Und doch mußte er, troz seines Herzens, das sich dagegen

empörte, trotz aller Gefühle von Ehre, die mit Dolchen sein Herz angriffen. Er mußte. Er stammelte hervor, daß Ludwig Vater sey zu Mariens Kinde, und daß er, und Gott möchte wissen, warum, daß er ihm diese Thorheit aufgebürdet hätte. Der alte Berghorn erstaunte. Er ergriff Sellhoffs Hand. Sellhoff, sagte er gerührt, ist das so? ist Burchhard dieser abscheuliche Heuchler? Sellhoffs Herz war mit dieser Frage zerspaltet. Die Rachgöttinnen waren befriedigt. Er stand zerschmettert da, er sah den alten Berghorn mit wilden Augen an, und schwieg. Ist das wahr? wiederholte Berghorn dringend. Sie sollen das Protokoll sehen, sagte der Kriegsrath, worin Burchhard gesteht, daß er Vater ist.

Berghorn verlangte das Protokoll sogleich. Sellhoff mußte sich den Augenblick niedersetzen und an den Burgemeister schreiben. Die paar Worte erregten eine Höllenangst in seiner Brust; er zitterte, als er sie niederschrieb. Es war ihm, als ob er das Urtheil seiner eigenen Schande mit ewig dauernden Buchstaben zeichnete. Er

gab den Brief an Berghorn, nun aber bat er ihn dringend, sein Versprechen zu halten, und Ludwigen nie etwas davon zu sagen. Gott! sagte er, Gott weiß, ich hätte nie, nie darüber reden sollen, und wenn es Burchharden nur eine unruhige Stunde macht, so hab' ich die Ruhe meines Lebens verloren. Edler Mann! sagte Berghorn, und schloß den zitternden Sellhoff an sein Herz. Sellhoff verließ das Zimmer. Er schweifte unbewußt, wohin, im Hause umher. Er kam auf Ludwigs Zimmer mit dem Gesichte, auf dem Angst und Reue in einem so schmerzlichen Bunde lagen. Ludwig erschrack selbst; er hatte Mitleiden mit Sellhoff. Er reichte ihm mit einem vergebenden Gesichte die Hand: Sellhoff, was ist Dir?

Sellhoff legte die Hand fest auf die Brust. Burchhard, fieng er stockend an, ich bin ein elender Mensch! Er legte mit den Worten sein Gesicht auf Burchhards Schulter, und Thränen benetzten Ludwigs Brust. Wenn Du wüßtest, wie ich bestraft bin; wenn Du es wüßtest, Burchhard! O Gott gebe, daß Du es nie, nie er-

fährst! Er gieng in der Unruhe an Burchhards Pult. Emilia Galotti lag aufgeschlagen. Sellhoff schlug den Blick hinein. Hier stehts! rief er, hier stehts! Laß dich den Teufel bei einem Haare fassen, und du bist auf ewig sein! Er verließ mit Heftigkeit das Zimmer, er suchte in Henriettens Armen Ruhe; allein wo ist Ruhe für ein Herz, das seine natürlichen Gefühle der Liebe und der Dankbarkeit verrathen muß? So weit hatten nun Sellhoffen Unbesonnenheit und falsche Ehre geführt: er bohrte seinem Wohlthäter den Dolch in die Brust.

Eine Abschrift des Protokolls kam an. Sellhoff las sie, Thränen benetzten das unglückliche Papier. Ach! es war nicht anders. Er mußte es selbst dem alten Berghorn übergeben, der ihn alle Tage daran erinnerte. Berghorn las, erstaunte, las wieder, schüttelte den Kopf, zog die Stirn kraus, und gab alle Zeichen eines heftigen Unwillens von sich. Ich habe den Menschen geliebt, sagte er endlich, ich habe ihn geehrt, mehr, mehr wie mich selbst. Und jetzt halte ich von eben diesem Men-

schen . . . Gott, so ist es denn wahr, so ist keine reine Tugend auf der Erde! So bin ich denn jetzt wieder so verlassen, als vorhin, ohne Sohn und Erben meiner Absichten? Hier, er reichte Sellhoffen die Hand, ich habe Ihnen versprochen zu schweigen. Ich will es. Er zerriß das Papier. Herr, ich wollte, ich hätte es nicht gesehen; mein Herz war um einen Trost reicher. Jetzt wollte sich Sellhoff den Alten in der Heftigkeit der Empfindung seines Unrechts zu Füßen werfen, und ihm alles gestehen; allein Berghorn verließ ihn zu schnell, und Sellhoff wurde kälter und schwieg.

Ein Paar Tage nach diesem Vorfalle gieng Ludwig zu dem alten Berghorn. Herr von Berghorn, ich merke, Sie sind nicht mehr gegen mich, wie sonst! — Nein! ich bin nicht mehr so, und kann nicht mehr so seyn. — Warum nicht? — Laß uns davon schweigen, junger Mensch! Ich habe dich lieb gehabt. Und jetzt nicht mehr? — Nein! — Warum nicht? Sie sind mir schuldig, das zu sagen. Sie sagen mirs, und ich gehe. — Ich will

nicht! — Herr von Berghorn, Sie sind nicht gerecht gegen mich. Fühlen Sie das? — Nicht gerecht? Junger Mensch, ich habe Dich lieb gehabt, ich fühle, ich habe es noch. Ich habe Dich geehrt, das thue ich nicht mehr. Auf mein Vermögen behältst Du bis an meinen Tod die Ansprüche eines Sohns. Bin ich nicht gerecht? — Nein; denn Sie denken da immer mit Gelde zuzulangen, wo man Liebe verlangt. Habe ich Ihre Liebe verloren, so achte ich Ihr Geld nicht, und Sie sind ungerecht gegen mich. Ich gehe besser, als Sie, von Ihnen. — Junger Mensch! doch auch das! Du hast Sellhoffen unglücklich machen wollen, und das Kind war Dein Kind und nicht Sellhoffs. Sieh mich an, und dann geh! — Ich gehe, Herr von Berghorn. Sie kannten mein Herz; aber Sie verstanden es nicht. Lassen Sie uns als Freunde gehen! — Antworte erst; denn ich habe mein Wort gebrochen, um gegen Dich gerecht zu seyn. — Herr von Berghorn, Sie kannten mich nicht, Leben Sie wohl!

Er schloß den Alten in seine Arme, und gieng höchst niedergeschlagen über Sellhoffs neue Niederträchtigkeit auf sein Zimmer. Es gieng ihm nahe, den Alten zu verlieren; aber doch konnte er sich nicht entschließen, Sellhoff unglücklich zu machen, und das mußte er doch, wenn er dem Alten seine Unschuld zeigen wollte. Ueberdem wollte er ohnehin nach Hause. Mariens Schicksal lag ihm zu sehr auf dem Herzen. Er packte ruhig seine Sachen, befahl seinem Reitknecht, die Pferde vor des Amtmanns Haus zu führen, wo er ihn finden sollte. Der alte Berghorn kam noch einmal, und bat ihn um eine aufrichtige Erzählung von seiner Begebenheit mit Marien. Ruhig sagte Ludwig: wenn ich Marien heirathe, dann war ich schuldig; heirathe ich sie nicht, so bin ich unschuldig. — Also bist Du schuldig? — Wenn ich Marien heirathe. Er sank noch einmal in Berghorns Arme, und verließ ruhig das Zimmer und das Haus, wo er die Freuden der Freundschaft so rein geschmeckt hatte. Auf dem Hinwege nach Sellhoff fühlte er den gro-

ßen Triumph der Tugend. Er hatte seinem Feinde vergeben. Auf einmal stand er und besann sich. Er hatte sich vorgenommen, zu Sellhoff zu gehen, und ihn noch mit ein Paar Worten nieder zu schmettern. Nein, rief er: nein! mag er doch! Er war mein Freund! Er winkte dem Reitknecht. Er schwang sich auf. Sellhoff öffnete das Fenster. Burchhard! rief er. Zu meinem Vater; er verlangt mich! antwortete Burchhard ruhig, und dahin flog er, und ihm nach die bittern Seufzer Sellhoffs.

Berghorn war in einem sonderbaren Zustande. Er liebte Ludwigen wirklich sehr zärtlich; er hatte geglaubt, Ludwig würde durch ein offnes Geständniß seiner Schuld seine Liebe wieder zu gewinnen suchen. Auch war nicht zu leugnen, daß ein nicht ganz feiner Neid mit im Spiele war. Ludwigs ganzes Leben war eine Kette von den edelsten Handlungen. Der Alte konnte diesem Leben nichts entgegenstellen, als wenige edle Jahre seines Alters, und hier selbst fand Ludwig noch manches zu

tadeln. So viel ist gewiß, daß der Alte dem Jüngling diese Handlung würde vergeben haben, so unversöhnlich er auch sonst in diesem Stücke war. Statt ihm nun seine Schuld einzugestehen, schien ihm der Jüngling noch den Vorwurf der Ungerechtigkeit zu machen, und er hatte doch den unleugbaren Beweis von seiner Schuld in Händen gehabt. Anfangs verdroß das den Alten, er rief ein Paarmahl: hm! hm! der Querkopf! er mag seinen Willen haben! Endlich aber fiel ihm doch die Ruhe wieder ein, mit der Ludwig auf alle seine Vorwürfe geantwortet hatte. So antwortete vielleicht der listigste Bösewicht, dachte er; aber kein Mensch, dessen einziges Verbrechen es ist. Ludwigs Ruhe, Ludwigs kalte Versicherung: Sie kannten mich nicht! war ihm unerklärbar, und dagegen nun wieder das Protokoll! Genug, es blieb ihm ein Räthsel. Dem ich aber auf die Spur kommen will! rief er aufstehend und im Zimmer umhergehend.

Ludwig war ihm und seinen Absichten zu werth geworden, als daß er ihn so leicht hätte

wieder aufgeben können. Er überlegte sich die Art und Weise, wie er hinter die Wahrheit kommen wollte! und er hielt ihn jetzt schon für unschuldig, weil er sich die Mühe nahm, zu untersuchen, ob er es sey oder nicht.

Ludwig kam gegen Abend wieder bei dem alten Pfarrer Grieshof an, und er rief laut vor Freude, wie er bei seinem Eintritte ins Zimmer auch den Juden sah. Er fand die ganze Familie in der höchsten Einigkeit, und der alte Mann gestand Ludwigen mit einer unendlich rührenden gutherzigen Miene, daß er jetzt glücklicher lebe als vorhin. Lieber Gott sagte er und faßte den jungen Prediger bei der Hand, und zog ihn vor Ludwig hin: ich dachte mir in diesem Manne einen Feind, und er ist mein Sohn geworden. — Und wie stehts jetzt um Ihre Meinungen? fragte Ludwig. Lieber Gott, mein Freund Joseph hat geschworen, kein Wort mehr über dergleichen zu reden: und so hab ich jetzt niemanden als dort meinen Sohn, der mit mir davon redet. Ich . . . sagte er leise . . . habe ihn beinah zu meinem

Proselyten gemacht, und ein Blumenfreund ist er dazu. Was will ich mehr? Ludwigs Herz war ganz Freude unter diesen Menschen, besonders wie er sah, daß die kleine Elisabeth, in der Zeit die fleißigste Hausmutter geworden war. Mit dem Ablauf ihres sechszehnten Jahres war ihr Hochzeittag bestimmt. Ihr zärtliches Auge schien selbst diesen Termin noch zu weit hinaus gesetzt zu finden.

So saßen die vier edlen Männer den Abend durch und schwatzten. Auf einmal fragte Elisabeth Ludwigen: wie heißen Sie denn eigentlich? denn man muß immer Herr hm hm sagen, wenn man Sie nennen will. — Ich heiße Ludwig! meine gute Elisabeth. — Ich denke, das wäre nur ein Vorname? — Richtig! mein Zuname ist Burchhard, allein du, meine gute, sollst mich nur Ludwig heißen. Ich halte das mit allen Menschen so, die ich liebe. — Burchhard? fragte der Jude: wenn ich nur den rechten Burchhard einmal finden könnte, dann wäre die Kleine, wenn er sonst ein ehrlicher Mann wäre, ein reiches Mädchen. — Wie so,

mein edler Joseph? — Des Mädchens Vater war ein wilder, junger Mensch; gut, wie ein Engel, aber ein Waghals, dem nichts lieber war, als euf dem Meere herum zu schwimmen, und die halbe Erde zu durchreisen. Ich lernte ihn in Amsterdam kennen. Da that er mir eine Gefälligkeit, die ihm der gute Gott jetzt noch vergelten wird. So ward ich sein Freund; aber er hatte kein Sitzefleisch. Da giengs wieder nach Ostindien. Nun hatte er noch einen Freund, einen sehr, sehr guten Menschen, der das Reisen eben so enthusiastisch liebte, aber nun Basta machte, weil sein Handelskompagnon gestorben war. Ich war noch den letzten Abend vor der Abreise mit beiden in Gesellschaft. Der Vater der Kleinen da, gab dem Burchhard für achtzehn tausend Thaler Noten, und ließ sich eine Verschreibung darüber geben. Gehe ich darauf, so ist das Vermögen dein, Burchhard! Verwandte habe ich nicht, und du bist mein Freund! das sagte er zu ihm: und komme ich zurück; nun so finde ich immer mein Geld wieder. Ein Handschlag: ich schlug

durch, und es war gut. Nun geht mein Freund zu Schiffe, und das Schiff geht unter. Wer dachte noch daran, daß er lebte? und doch hatte ihn Gott erhalten. Nach ungefähr vierzehn Jahren kam er zurück, und hatte sich unter den Spaniern wieder ein kleines Vermögen gesammelt. Nun hatte er das Reisen satt, er sah die Mutter von Elisabeth, bekam sie, und nach einem Jahre, lieber Gott! wer will der Vorsehung Wege ergründen, starben sie beide. Ich war an seinem Todtbette. Er gab mir des Burchhards Verschreibung. Ich schrieb und schrieb, und niemand wußte, wo der Burchhard hingekommen war.

Kann ich die Verschreibung sehen? fragte Ludwig. Der Alte holte sie aus dem Schranke, wohin er sie vor vierzehn Jahren gelegt hatte, hervor. Burchhard sah sie an. Es war seines Vaters Hand. Er ist es! Mein Vater ist es! rief er bestürzt und freudig: Gottlob! es ist mein Vater! Elisabeth, mein Vater ist dein Schuldner! Es ist meines Vaters Hand! O wie wird er sich freuen, daß er endlich die-

se Schuld abtragen kann, die ihn so oft zu Seufzern gezwungen hat! — Gottlob! rief Joseph: Gottlob! rufe ich mit. Allein, Herr Burchhard, ist Ihr Vater reich? denn nur auf diesen Fall ist die Verschreibung nach dem ausdrücklichen Willen meines Freundes aufgehoben. Findest du meinen guten Burchhard, und er hat es nicht, so schweig und zerreiß die Verschreibung. Hat er es, so sags ihm, und er wird meiner Tochter das Geld bezahlen! das sagte er noch sterbend zu mir! — Gottlob! rief Ludwig: er hat das Geld! Er hats! Gebt mir das Papier, eine fröhlichere Nachricht kann ich ihm nicht bringen, als diese!

Er flog in Elisabeths Arme, er küßte sie, er war so freudig, als ob er diese Summe Geldes erhalten hätte. Man gab ihm die Verschreibung ohne alles Mißtrauen, und wie Ludwig zu Pferde stieg, so holte er noch einmal seine Schreibtafel hervor, klopfte darauf und rief: lieben Kinder! wie glücklich bin ich; wie

froh

froh wird mein Vater seyn! Dahin ritt er von den Segnungen seiner Freunde begleitet.

In zwei Tagen war Ludwig zu Hause. Traurig ritt er doch an Braunschweig weg, wo er seine geliebte Rose nun schon Monate lang das Weib des glücklichen Lauters glaubte. Wenn du nur glücklich bist, meine Rose! seufzte er: ach! glücklicher wärest du doch in meinen Armen gewesen! Denn niemand liebte dich so wie ich! In vollem Fluge gieng es auf Ellbergen zu. Die Fenster in der Tante Hause waren mit Laden verschlossen. Er seufzte. Marie stand in der Hausthüre. Ludwig! schrie sie freudig auf, und eilte ihm an das Pferd entgegen. Seufzend betrachtete Ludwig das Mädchen. Traurig reichte er ihr die Hand. Welche Nachricht hatte er ihr zu bringen! Nun gieng er mit ihr die Stufen vor dem Hause hinauf, er verbarg die Thräne in seinem Auge. Dann lag er seinem Vater am Busen, dann reichte ihm die Alte die zitternde Hand, dann empfieng er die segnenden, frohlockenden Küsse seiner Mutter.

So lange war er noch nie vom Hause abwesend gewesen. Seine Großmutter freute sich, besonders über sein munteres Ansehen. Na, da haben wirs, fieng sie an, das hab ich ja vorausgesagt! Die alberne Trine soll noch manche Thräne um ihn weinen, wenn sie ihn einmal wiedersieht, den Jungen, wie Milch und Blut! Nun sitz du, daß du schwarz wirst, und wähle, bis du keinen hast. Der Vater winkte, aber das half nicht. Die Großmutter fuhr fort. Das ist recht, Ludchen! will die eine nicht, so ists eine andere! Du wirst nicht übrig bleiben mit so einem Paar Augen! Und was alles denn nun mehr? ein Mädchen, wie Rose, findet sich alle Tage! Ludwig hörte nun erst, wovon die Rede war. Er sah die Großmutter an: liebe Großmutter, ich bitte dich, laß das! Es ist nun vorbei. — Gut! mein Söhnchen! Es ist auch vorbei, und wir wollen es vorbei seyn lassen! Ich habe es der Seeburgen auch als eine Christin vergeben; aber vergessen, mein Tage nicht! Zwei Huren? dazu bist du zu christlich erzogen. Wie ich sage, du wirst noch einmal eine Frau

kriegen, und die Seeburgen soll es noch erleben, daß Rose eine alte Jungfer wird. — Wie? um Gotteswillen! eine alte Jungfer! Ist denn Rose nicht verheirathet? — Behüte Gott! Das ist dir eine schöne Geschichte, ein ordentliches Aergerniß für die Stadt . . . — Lieber Himmel, Mama, es hat sich keiner geärgert, als der Friseur, der um die Brautfrisur kam. Lieber Ludwig, ich dachte, du wüßtest das schon. Ich wollte dir von Rosen nichts schreiben, weil du ihrer nicht erwähntest. Sie . . . — Hat sie nicht geheirathet? — Nein!

In Ludwigs Auge stieg ein so sichtbarer Strahl von Freude, daß ihn sogar die Alte bemerkte, und darüber Glossen machte. Rose, mein Sohn, wurde die Nacht vor der Hochzeit krank, bis zum Sterben krank. Da wurde aus der Hochzeit nichts, und bis jetzt hat, das ist wahr, Rose sich widersetzt. — Und denke, Ludchen, ist dreimal mit dem Rath aufgeboten! sagte die Großmutter. Ludwig gieng zu seinem Vater, und schloß ihn zitternd in die Arme. Sein Vater verstand ihn. Mein Sohn, wir

reden nachher davon. Ich habe manches wider Rosen, doch kann ich nichts genau beurtheilen, denn die Tante hat sich da mit der Großmutter über dich gezankt, und seitdem ist die Tante in Braunschweig. — Ludchen, sie sagte, du hättest zwei Huren! Konnte ich das leiden? Ich gab es ihr recht! Ich sagte . . . — Liebe Großmutter, das glaubt die Tante von mir? O jetzt weiß ich, was Rose auf mich hat!

Der Vater setzte ihm das mit den zwei Huren näher auseinander, und Ludwig sah nun wohl, daß man die Düpuis meinte, und daß Rose noch eine andere Ursache zu ihrem Hasse gehabt haben müsse.

Ludwig hörte nicht auf, nach Rosen zu fragen, und die Großmutter nicht auf, auf Rosen zu schelten. Die Mutter schwieg ganz und gar. Der Vater urtheilte nicht. Marie allein vertheidigte Rosen, und behauptete, daß sie Ludwigen noch immer liebte. Ich habe es nie deutlicher bemerkt, als wie Rose das letzte Mal hier weggieng. Anfangs nahm sie auch ganz kalt von mir, wie von allen andern, Abschied.

Ich begleitete sie aber hinaus, drückte ihre Hand, und sagte: Rose, hier lebtest Du sonst mit Ludwigen! Da quollen ihr die Thränen aus den Augen. Sie drückte mich herzlich an sich, und sagte: Ach, Marie, Gott vergebe es allen was sie mir hier leides gethan haben, und Ludwigen grüße noch zum letzten Male. Hätte ich weiter fragen wollen, ich hätt's heraus gehabt. — O Gott, und warum frugest Du nicht, liebe Marie? — Herr Burchhard sah es nicht gern, daß man Rosen drängte. Es ist wahr, sie war sonderbar; aber sie liebte Sie, Ludwig!

Ludwig versank in wehmüthige Träumereien, aus denen ihn die tausend Fragen seiner Großmutter nicht wecken konnten. Sein Vater betrachtete ihn traurig. Ludwig, sagte er sanft, kannst du nichts anders als mit traurigem Gesicht vor Deinem Vater erscheinen? Gehört alle Deine Freude nur Fremden, und nur mir Deine Thränen? Ich bin ein alter Mann, mein Sohn; du weißt, wie nöthig meinem Herzen ein freudiges Gesicht ist! Ludwig schloß noch einmal den alten, ehrwürdigen Mann in seine Arme: nun

Vater, Du sollst nie eine Thräne von mir wieder sehen, und wer weiß, ob ich Ursach habe, welche zu weinen? wer weiß, Vater, ob nicht dennoch Rose . . . einmal . . . mein Weib . . . Ludchen, Rose, Deine Frau? und ist dreimal aufgeboten? Nun und nimmermehr! das thu mir an meinem Grabe nicht zu leide! — Und Mama, der Junge, so viel seh ich nun wohl, hat den Tod davon, wenn er Rosen nicht bekommt. Sehn Sie ihn doch nur an! — Ludchen, Ludwig! Herr Gott, Herr Sohn, wie Sie einen auch gleich so bange machen können! Nun meinetwegen, so mag er sie nehmen! Ein gutes Mädchen war sie immer; nur die Seeburgen, das sollte mich ärgern, wenn die ihren Willen hätte, daß Ludchen das erste Wort sagte.

So trieb der alte Burchhard noch immer nach seiner alten Weise die Großmutter ein, und ein Paar Stunden nach diesem Gespräch hätte Ludwig schon der Großmutter keinen größern Gefallen thun können, als wenn er Rosen herbeigezaubert hätte. Ludwig wurde durch diesen neuen Strahl von schöner Hoff=

nung heiter und frölich, und um seinem Vater eine Freude zu machen, legte er ihm am Abendtisch die Verschreibung an Elisabeths Vater unter die Serviette auf den Teller. Der Alte fand die Verschreibung, las sie ernsthaft und langsam durch, warf einen Blick auf seinen Sohn, und schwieg. Nach Tisch winkte er Ludwigen in sein Kabinet. Du hast mir dieses Papier auf den Teller gelegt? — Ja, mein Vater — Woher hast du diese Verschreibung? — Von der Tochter dieses Mannes. Ich glaubte Dir eine Freude damit zu machen, Vater; allein ich sehe, das Papier hat dich ernsthaft gemacht. — Das hat es, mein Sohn; und ich denke, es wird dich auch ernsthaft machen, und uns alle. Wenn ich diese Verschreibung bezahle, so bin ich arm, mein Sohn; so ist mein Vermögen dahin, und mit meinem Vermögen deine Unabhängigkeit. Ich habe große Summen verloren, mein Sohn. Was mir blieb, ist Ellbergen. Es ist verloren, sobald ich diese Summe bezahlen muß. Hast Du denn nicht die Bedingung in der Verschreibung

gelesen, die es in meinen freien Willen stellt, zu bezahlen oder nicht? — Auch die hab' ich gesehen, lieber Vater. — Was räthst Du mir, Ludwig? Wenn ich bezahle, so bin ich ein armer Mann. Ich bin zu alt, zu schwach, noch arbeiten zu lernen. Zwar kann ich mich behelfen; allein das kann Deine Mutter, das kann Deine Großmutter nicht, und wenn sie es könnten, so wäre es die Frage, ob sie nicht eben darum unglücklich würden, weil sie mußten. Ich heiße ein reicher Mann; auf einmal so von diesem Titel zu dem Titel eines armen Mannes herabsinken, würde uns einer großen Menge Spöttereien aussetzen. Ludwig, niemand weiß um dieses Papier, als ich und Du. Es ist in unsern Händen. Wenn wir es zer — —

O mein Gott! mein Vater! rief Ludwig mit einer furchtbaren Aengstlichkeit, o mein Gott! Vater, Vater! ich will für Dich arbeiten, bis mir die Sehnen zerspringen. Vater, ich will mir alles entziehen, um der Großmutter jeden Wunsch zu befriedigen. Ich ha-

be arbeiten, ich habe Mangel dulden gelernt! O Vater, um Gottes willen, bezahle!

Gut; allein, mein Sohn, Du, Du liegst mir am Herzen. Ich sehe wohl, Rose liebt Dich noch, sie hat nie aufgehört, Dich zu lieben. Eben ist Dein Glück im Aufblühen; willst Du es muthwillig selbst zerstören? Jetzt kannst Du Ansprüche auf Rosens Hand machen, und ihre Verwandten werden sie Dir, trotz ihrem Widerwillen, nicht abschlagen; allein sobald wir aufgehört haben, reich zu seyn, hört auch deine Hoffnung völlig auf, je Rosen Dein Weib zu nennen. Womit willst Du Rosen ernähren, wenn Du Mühe hast, Dich selbst fortzubringen? Wie für ein Weib, das im Ueberfluß erzogen ist, sorgen können, da Deine Eltern, Deine hülflose Großmutter jetzt ihre Hoffnungen auf Dich setzen, und aus Deiner Hand das erwarten, was nicht zu Deinem nöthigsten Bedürfniß gehört. Mein Sohn, Rose ist auf ewig von Dir gerissen, sobald ich diese Summe bezahle. Bedenke das, mein Sohn!

Unruhig gieng Ludwig auf und nieder. Er hatte die Hand an die Stirn gelegt, Thränen rollten von seinen Wangen. Morgen, mein Sohn, fuhr der Vater fort, morgen wollen wir nach Braunschweig. Morgen noch sey Rose Dein Weib; morgen! hörst Du, morgen! Vater, sagte Ludwig sanft, ich kann Dich zu nichts zwingen; allein, Vater; auf mich rechne nicht. Von jetzt an entsage ich mit dem allerfreudigsten Herzen auf meine Lebenszeit Rosen. Vater, ich liebe sie unsäglich; aber ich entsage ihr. Bedenk, Vater, bedenk, Du bist die Summe der Tochter Deines Freundes schuldig. Vater: meynst Du, es wird uns in unserer Armuth am Glück fehlen? Liebster Vater, ich schwöre es Dir zu; ich will fröhlich seyn, und meine Heiterkeit soll Dich erheitern. Liebster Vater, denke doch was ich so gern nicht sagen möchte. Laß uns redlich seyn, mein guter Vater!

Aber hat nicht mein verstorbener Freund es selbst zur Bedingung gemacht, ich soll nur bezahlen, wenn ich kann? — Lieber Vater,

möchtest Du diese Bedingung im Ernst gel-
tend machen, und zwingt Dich nicht eben diese
großmüthige Bedingung zu der allergrößten
Gerechtigkeit, zu mehr als Gerechtigkeit, zu
ähnlicher Großmuth gegen ihn? O Vater, ich
bitte dich, mich laß aus den Augen, denn ich
wiederhole dir hier meinen allerheiligsten, mei-
nen allergewissesten Entschluß, Rosen nie, nie,
unter keiner Bedingung mein Weib zu nennen,
wenn ich es nicht auf dem alleredelsten Wege
darf.

Noch eins; mein Sohn, damit wir uns
verstehen. Sieh, ich will mich, dich, deine
Mutter, Rosen, Marien, die alle mit uns
unglücklich werden, aus den Augen verlieren,
kein Wort will ich von dem Jammer reden,
in welchem deine Mutter und Großmutter bei
der Nachricht versinken werden; kein Wort
von dem Elende, dem Marie mit ihrem Kin-
de ohne unsere Hülfe erliegen muß, denn du
weißt wohl noch nicht, daß Sellhoff ganz und
gar aufgehört hat, zu schreiben. Ich will kein
Wort von Rosen sagen, die nun, nachdem sie

deiner Liebe alles aufgeopfert hat, der Gegenstand der Verwünschungen ihrer Anverwandten werden, oder vielleicht nun ihr Leben in den Armen eines harten, gefühllosen Mannes verjammern muß! Ludwig stand bleich und stumm da. O mein Vater, ich bitte dich, hör auf, du zerschmetterst mein Herz, und ich bin nicht Schuld! hör auf! hör auf! ich bitte dich!

Aber mein Sohn, das kann ich nicht verschweigen, daß mit diesem einzigen Schlage alle, alle unsere wohlthätigen Anlagen hier in Ellbergen zerstört sind. Gut! ich und du wollen tragen, wollen unser Ohr gegen die Seufzer unserer Geliebten verstopfen, wollen unsere Augen verschließen, wenn Rose aus ihrem Jammer ihre Arme nach dir ausstreckt; allein so nicht mit den Ellbergern! Hier kommt es nicht auf das Glück eines einzelnen Menschen an, hier kommt es auf die Tugend von ganzen Geschlechtern an, und dürfen wir auch dagegen blind seyn? Ich muß Ellbergen verkaufen; der künftige Gutsherr, er sey wer er

wolle, er wird nicht ich, nicht du seyn. Schon aus Neid, daß er nicht die Anlage gemacht hat, wird er unsere Einrichtungen hassen. Marie wird dieser Anstalt fehlen: es wird eine todte Puppe seyn; der der lebendige Hauch der Liebe mangelt. Die Tugend, die Glückseligkeit der Himmel wird nach und nach wieder verschwinden, und die Einwohner werden von uns, wenn sie wieder elend sind, nichts erhalten haben, als das traurige Geschenk, das Elend mehr zu fühlen, weil sie das Glück und die Tugend kannten. Hier stehen nicht mehr Thränen auf dem Spiele, sondern die Tugend einer ganzen Gemeinde. Fühlst du nicht, daß es hier gerecht ist, ungerecht zu seyn? siehst du nicht, daß hier eine kleine Betrügerey die höchste Tugend ist, und daß, wenn wir sie ungern begehen, unser Opfer desto edler ist? Mein Sohn, mein Ludwig, ich bitte dich, bedenke das!

Ludwig seufzte tief auf. Ach, Vater, es geht mir sehr nahe, was du sagst, sehr nahe, weil ich fühle, daß es wahr werden kann. Aber mein theurer Vater! sind wir Menschen denn

der Vorsehung so unumgänglich nothwendig? Hieße das nicht die Vorsehung zu einem verächtlichen Puppenspiele, zu einem schwachen, hinterlistigen Gewebe menschlicher Leidenschaften machen, die der Betrügerei bedarf, um ihre Absichten zu erreichen? Die Vorsehung will tugendhafte Menschen, will Redlichkeit ohne Wanken, will Gerechtigkeit, was sie dem Menschen auch koste. Sind wir nicht auch Menschen? will sie nicht von uns dasselbe? Nein, ich lasse die Vorsehung sorgen für das ganze menschliche Geschlecht, und ich sorge, so lange es mir die Vorsehung erlaubt, das heißt, so lange ich es kann, ohne aufhören zu dürfen, tugendhaft und gerecht zu seyn. Vater, ich bin ja nicht allwissend, ich bin ja nur ein Mensch, und müßte ich nicht wenigstens allwissend seyn, wenn ich es mir erlauben will, der Vorsehung in die Hand zu greifen? Nein, Vater, ich habe nur eine Regel, die du mich lehrtest: sey redlich, liebe den Menschen, sey gerecht gegen ihn: an diese Regel hält sich mein Herz und mein Verstand. Wie das alles mit dem Ganzen paßt,

das weiß Gott, der uns dies schwache Herz, und diesen schwachen Verstand gab. Nein, mein Vater, ich kann nichts als redlich seyn!

Ich gebe das zu mein Sohn; wo ich den Fall nicht beurtheilen kann, halte ich mich genau an die Redlichkeit; hier aber, wo ich den Fall mit seinen Folgen übersehen kann, wo ich das Gute deutlich vor mir sehe, das erfolgen muß ...

Was sehen wir denn? die nächsten Folgen, mein Vater, und mich dünkt, das Böse übersiehst du ganz und gar. Vier Menschen, vier edle Menschen, ein Jude — o Vater! du sollst wissen, wie edel dieser Jude ist! Er erzählte ihm die Absetzungsgeschichte des alten Pfarrers. Diese vier edlen Menschen nun, fuhr er fort: vertrauen mir ohne alles Mißtrauen diese Verschreibung an, weil sie an Tugend glauben. Wenn wir sie betrügen, kannst du ermessen, welche Würkung das auf ihre Herzen haben würde? Würde nicht vielleicht in allen vier Herzen der Glaube an Menschen, Tugend und Redlichkeit erstickt werden? Hast du mir nicht

tausend Fälle erzählt, wo die reinste Tugend noch durch eine kleinere, unbeträchtlichere Begebenheit verloren gieng? Siehst du, Vater, das wir wenigstens allwissend seyn müßten, um einmal in unserm Leben unredlich zu seyn. Ich weiß wohl, daß aus bösen Handlungen Gutes entstehen muß; aber eine böse Handlung bleibt doch ewig böse. O mein Vater! laß mich die Geschichte von dem Testamente, die Diderot erzählt, und die du mir so oft erzählt hast, auf diesen Fall anwenden. Wenn nun dort jene vier Menschen, und der Fall ist leicht zu ersinnen, durch den Mangel einer großen Summe Geldes verloren giengen, höchst unglücklich, ja! lasterhaft würden, und du erführest ihr Geschick dann! wenn es zu spät wäre, ihnen zu helfen? Wie dann? denke du an dein eigenes Herz, mein Vater! Ich bitte dich, Vater, ich bitte dich! bedenke das alles! O Gott, Vater! laß uns arm seyn, und tugendhaft!

Länger hielt es der Vater nicht aus. Er sank mit Freudenthränen in seines Sohnes Arme. O mein Sohn! rief er: mein Ludwig! Nie war

ich

ich stolz, aber jetzt in diesem Augenblick bin ich stolzer, als der Kaiser! denn du, edler, edler Mensch, bist mein Sohn, und ich habe dein Herz gebildet! Ja, mein Sohn, laß die Welt zusammenstürzen, wie sie endlich stürzen muß: wir stehen sorglos und groß in den fallenden Ruinen da, und wir entreißen niemanden seine Stütze, weil wir gerecht sind! Laß sie stürzen! Wir beide sind uns genug! Ich bin arm, wenn reich seyn heißt, Herr von Golde seyn, aber nie war ich reicher, als jetzt, da ich an deiner Brust liege, mein Sohn! Großer Gott! zu welcher Wollust kann das Unglück werden, wenn man einen Freund hat, wie dieser hier! Mein Sohn! mein Ludwig! Mit welchem Triumphe werde ich an deiner Hand, dieses Haus verlassen, und in eine Hütte einziehen! Guter Gott! wie vergnügt, wie selig bin ich! Mein Sohn! mein Freund! mein theurer Ludwig!

Die Freude machte den Alten wirbelnd. Er zog seinen Sohn, mit seinen Armen umschlingend, ins Zimmer zu den andern. Er ließ noch eine Flasche des allerbesten Ungars kommen.

Kinder! rief er: seyd frölich und heiter; denn ich habe die edelste der Vaterfreuden geschmeckt, einen edeln, einen tugendhaften Sohn zu haben. Die Weiber waren frölich mit, weil sie Vater und Sohn so frölich sahen, ohne eigentlich zu wissen warum. Man saß bis beinahe Mitternacht, und scherzte.

Am andern Morgen gieng Ludwig zu seinem Vater. Sie überlegten jetzt die Sache genauer. Der Vater nahm jetzt die Feder zur Hand und berechnete sein Vermögen, und blieb doch noch so viel übrig, daß er, zwar kümmerlich, aber doch mit seiner Familie davon leben konnte. Aber mehr Umstände machte Ludwigs künftiges Fortkommen. Bekümmert waren sie beide nicht. Ludwig hatte mancherley nützliche Kenntnisse, die ihm auf die eine oder die andere Art forthelfen mußten. Und wenn alles nicht geht, sagte Ludwig heiter: so habe ich ja ein paar gesunde Arme. Vater, für mich sorge ich nicht, und du hast zu leben. Laß die Vorsehung weiter walten. Jetzt kam die Rede auf Marien. Ludwig erzählte seinem Vater Sell-

hoffs Niederträchtigkeit, der Vater dem Sohne Müllers Absichten auf Marien. Nun, laß das, Marie hat ihre Freiheit: will sie ihn nicht, so geht sie mit mir, und will sie Müllern, desto besser für Ellbergen! Nachmittag sollte Ludwig Marien Sellhoffs Untreue entdecken.

So weit war nun die Sache abgemacht. Ludwig sah seinen Vater seufzend an; der Vater antwortete mit einem Seufzer. Das Uebrige, sagte der Alte, wollen wir der Vorsehung überlassen. Sie weiß, wie viel wir werth sind! Nicht wahr, mein Ludwig? Ludwig sagte unter Thränen ja! Und, Vater, wäre es nicht jetzt Grausamkeit, setzte er hinzu: wenn ich jetzt einen Versuch machte, Rosens Hand zu erhalten? An Ueberfluß gewöhnt, wie Du vorhin sagtest, Vater . . . Nun, wir wollen es lassen. Ach Vater vergessen werde ich Rosen nie, nie in meinem Leben; das fühle ich. Doch jetzt darf sie nicht erfahren, daß ich sie liebe. Nun umarmten sich Vater und Sohn. Und doch ist es süß, so zu leiden, mein Vater! meinst Du nicht? — Süßer als zu leiden, und das nicht

sagen zu können! — Welche seltene Schicksale, mein Vater! Doch ich will schweigen! ich werde mein Leiden allein süß finden; denn Rose darf es doch nicht mit mir theilen.

Jetzt setzte sich der Vater nieder und schrieb an Grieshof, daß er in einigen Wochen die Summe bezahlen wolle. Er ließ in dem ganzen Briefe nicht ein Wort von seinen Umständen einfließen. Er wünschte sich vielmehr Glück, daß er endlich eine Erbin seines Freundes gefunden habe, der er das heilige Depot seines Freundes abtragen könnte. Wie der Brief auf der Post war, so schauderte ihm doch ein wenig vor dem Augenblicke, da er seiner Frau und Schwiegermutter ankündigen sollte, er sey jetzt wieder ein armer Mann geworden.

Ludwig gieng indeß Marien aufzusuchen. Marie hatte Müllern ausgeschlagen: er befürchtete darum eine heftige Betrübniß bei Marien. Er fand sie im Garten. Liebe Marie, hob er an: ich habe Sellhoffen gesehen. Marie verfärbte sich doch ein wenig. Was macht er? fragte sie sehr verlegen. Liebe Marie, Gott weiß, wie es mich

schmerzt, daß ich Dir diese Nachricht geben soll. Sellhoff ... — Ist ungetreu? fragte Marie lächelnd. Ja, er ist auf dem Punkt, sich zu verheirathen. Marie, ich bitte dich, überleg .. Lieber Ludwig, lassen Sie: Ich habe ihm nichts zu vergeben. Ich sage das Ihnen: Sellhoff erfüllt die Wünsche meines Herzens. — Marie ist das möglich? Gott sey gelobt! Aber wie, Marie, wie ist das möglich? — Möglich? sehr wohl; denn ich bin schon lange auf diese Nachricht gefaßt. Seine Briefe waren so, anfangs so schwülstig, und so gekünstelt warm, dann wurden sie selten, ungleich, bald kalt und warm, bald bloße Komplimente, und endlich hörten sie ganz und gar auf. Ich war auf den Schlag gefaßt, mein Herz hat längst gefühlt, daß es getäuscht war. Das letzte sagte Marie mit niedergeschlagnen Augen; denn sie fühlte, daß sie eine Unwahrheit sagte. — Aber ist es möglich, daß Sellhoff so ein Ungeheuer seyn, und Dich vergessen konnte? Marie, und ist es möglich, daß Du ihm vergeben konntest? gutmüthiges Mädchen! Marie fühlte, daß sie den Lobspruch

nicht verdiente; sie erröthete zum zweiten Male. Ich hatte ihm nichts zu vergeben, lieber Burchhard. Sie wissen ja, daß ihn meine Verbindung nicht band. — Nicht band? Marie, nicht band? O Mädchen, entschuldige den Bösewicht nicht! Nicht band? Band Euch nicht Euer Kind unauflöslich an einander? Warst Du nicht sein Weib? Würdest Du es wagen, Dich zu entschuldigen, wenn Du ihm ungetreu geworden wärest? Sprich, sprich selbst! würdest Du das? sag Marie!

Marie war in einer ängstlichen Verlegenheit. Sie fühlte, sie hatte in dieser Rücksicht so gut gefehlt, wie Sellhoff. Noch hatte sie für sich Entschuldigungsgründe gewußt; diese Gegeneinanderhaltung von ihr und Sellhoff nahmen diese Gründe weg, oder sie mußte Sellhoffen entschuldigen wie sich selbst. Die Entfernung von mir, Herr Burchhard, fieng sie zögernd an, Vergessenheit, die Schwäche des menschlichen Herzens . . . o Sie urtheilen zu hart, wenn Sie ihn ein Ungeheuer nennen! — Schwäche des Herzens entschuldigt

nur Schwächen, aber keine Verbrechen. Ich gebe zu, daß die Entfernung ihn kälter machen konnte; allein, Marie, konnte er es in einer Minute seines Lebens vergessen, daß er Vater war? Nein! er konnte klagen über erkaltete Liebe; durfte er aber darum sein Kind und sein Weib verlassen? — Und wär sich glücklich gewesen, wenn er mir nur eine kalte Hand gab? — Und gesetzt, er konnte Dich nicht so glücklich machen, als Du wünschtest, mußte er Dich denn darum unglücklich machen? mußte denn ein unschuldiges Kind darunter leiden, weil die Zeit die heiße, erste Liebe getödtet hatte? und doch begreife ich auch nicht einmal, wie man, ohne ein Schurke zu seyn, aufhören kann zu lieben.

Ein neuer Schlag für Marien. Sie liebte Sellhoffen nicht mehr, und auch sie war entschlossen gewesen, ihrem Kinde den Vater nicht zu geben. Sie seufzte. Gott! Herr Burchhard, Sie sehen das zu strenge. Eine Leidenschaft blendete sein Auge; er sah seinen Sohn nicht. Vergeben Sie einer brennenden

Leidenschaft nichts? — die gegen die heiligste Stimme der Natur taub macht? das ist keine Leidenschaft; das ist Verdorbenheit des Herzens, Raserei! Es ist ein Ungeheuer! Marie zerfloß in Thränen. Gott, Ludwig! Sie sprechen auch mein Urtheil, so bin ich auch, was er ist, ein Ungeheuer!

Ludwig sah Marien starr an: Du ein Ungeheuer? Marie! meine gute, liebe Marie! Du träumst! — Nein! ich träume nicht. Ich bin mit Sellhoff in einem Falle. Er vergaß mich, ich habe ihn vergessen. Er liebt mich nicht mehr, ich ihn eben so wenig. Er nahm meinem Sohne den Vater, und ich . . . o Ludwig! ich war entschlossen, Sellhoffen meine Hand zu verweigern, und nahm ich meinem Kinde nicht so auch den Vater? Und ich fühle, ich bin kein Ungeheuer. Haben Sie Mitleiden mit mir!

Ludwig stand wie eine Bildsäule da. Das war ihm unerwartet. Er sah hier einerlei Handlung zweier Menschen. Sellhoffen nannte seine ganze Empfindung deswegen einen Bö-

fewicht, und Marien . . . es war ihm nicht möglich, an ihrer Tugend zu zweifeln. Er fühlte, es war hier ein Unterschied. Er sah ihn nicht. Er betrachtete Marien mit überlegendem Kopfschütteln. Marie, hob er endlich an: er liebte eine andere, und darum verließ er Dich? und Du . . . Marie ergriff seine Hand. Wozu zwingen Sie mich, Ludwig? sagte sie schmerzhaft: ich liebe auch . . . einen andern als Sellhoff. — Marie! rief Ludwig ungeduldig: er wollte Dich betrügen, und Du? Ich? ich war auch nicht aufrichtig gegen ihn. Zum Henker, Du wußtest aber aus seinen Briefen schon, daß er dich nicht mehr liebte. — Leider nein; meine Liebe gieng dieser Entdekkung vor. Ach! und meine Briefe waren eben so künstlich und kalt. — So hohls der Henker! aber Du würdest doch, den Du liebtest, nicht heirathen, wenn Sellhoff Dich wollte. — Nein; ach! aber nur weil ich ihn liebte, und weil ich ihn so sehr achtete, als daß ich, eine Entehrte, sein Weib werden wollte. — Nun, aber zum Henker! Sellhoff heirathet aber. —

Wissen Sie denn, welchen Kampf es vielleicht seinem Herzen gekostet hat, und jetzt noch kostet? O Ludwig, verdammen Sie ihn nicht, Sie verdammen mich mit. Ach, und Ihre Liebe möchte ich nicht gern verlieren.

Zum Teufel auch! rief Ludwig mit gerunzelter Stirn: so soll ich einen Schurkenstreich ehrlich finden, weil . . . weil . . . Du, Marie . . . da finde der Henker sich heraus! Wahr ists am Ende; wenns wahr ist, Marie, daß Du einen andern liebst! ja freilich, so bist Du treulos wie er. Und zum Henker, wo steckt der Unterschied? bist Du verführt? — Nein! der, den ich liebe, ist ein redlicher Mann — Schnickschnack! Marie, es ist nicht möglich! Wie kannst Du mit Deinem treuen Herzen treulos seyn? — Und doch bin ich's. — Ludwig sah Marien an: aber nicht wahr, Marie? wenn jetzt Sellhoff käme, oder man stellte Dir Dein Unrecht vor, Du würdest aufhören, den andern zu lieben? Marie besann sich einen Augenblick, schüttelte mit dem Kopfe: nein! Ludwig! meine Liebe ist ewig! ewig!

bis an den letzten Schlag meines Herzens wird sie dauren. — Nun, meinetwegen! und doch, Marie, kann ich Dich unmöglich ein Ungeheuer, und Sellhoff anders als einen Schurken heißen. Bin ich gegen einen von euch beiden partheiisch, so bin ichs unschuldig! daß weiß Gott!

In dem Augenblicke kam sein Vater den Weg zu ihnen her. Ungeduldig lief er ihm entgegen. Vater, rief er: hilf mir heraus. Sellhoff war Marien ungetreu; er liebte eine andere. Ich nannte ihn ein Ungeheuer. Marie sagt selbst, daß sie auch einen andern liebt, und doch . . . sag Du, ich kann unmöglich Marien lasterhaft nennen. Der alte Burchhard lächelte: Du liebst einen andern, Marie? und der Andere ist Müller? Ich vermuthete es, daß Du ihn liebtest; Deine Unschuld, dein Herz mußte Dich dahin führen. — Zu einer Untreue, Vater? ihre Unschuld? Wie ist das? Ich sehe Vater, Du hältst Marien für unschuldig, und doch, sonderbar, that sie nicht

mehr, als Sellhoff that, den Du selbst gestern noch einen Schurken nanntest. Wie ist das?

Lieber Junge, Marie und Sellhoff wurden getrennt. Ihre Liebe, die nur von Sinnlichkeit entzündet war, und nur von Sinnlichkeit lebte, mußte durch die lange Abwesenheit kälter werden. — Abwesenheit? war ich nicht auch von Rosen getrennt? — Nie so lange, als Sellhoff und Marie, und deine Liebe, mein Sohn, und Rosens Liebe war ihrem Wesen nach dauerhafter. Früh in Eurer Jugend entstand sie, Eure Seelen flossen, so zu sagen, in einander: Ihr hattet alles gemein, Gedanken, Empfindungen, Wünsche, Hoffnungen, Träume. Du konntest keine Hoffnung fassen, worin Rose nicht verwebt war: kein Glück; keine Freude wünschen, daran Rose nicht Theil nehmen mußte, und dennoch, mein Sohn, glaube ich, daß diese Liebe, so rein, so zärtlich sie auch war, nach und nach in Vergessenheit hätte sinken können. Mit Marien war es ganz ein Anders. Ihre Liebe zu Sellhoff, Sellhoffs Liebe zu ihr war empörte

Sinnlichkeit. Denn, laß Marien es selbst gestehen! sie hatte mehr Achtung gegen dich, wie gegen Sellhoff; ihr Zustand, ihre Phantasie hielt sie, schon in den ersten Tagen, da du sie hierher führtest, nur noch an Sellhoff fest. Ihre bessere Empfindungen der Dankbarkeit, des Vertrauens, der Achtung gehörten mehr dir, als ihm. Was hatte also ihr Herz zu verlieren, zu vergessen? sehr wenig! einige Bilder ihrer gereitzten Phantasie. Sellhoff war nicht hier, um Mariens ihm zugewandte Sinnlichkeit zu Freundschaft und Liebe veredeln zu können. Sie dachte noch an ihn, weil sie es für ihre Pflicht hielt, nicht weil sie ihr Herz zwang. So lernte sie Müllern kennen: sein Herz, sein gebildeter Geist zwang Marien Achtung ab; sein Unterricht, seine Freundschaft gegen sie drang ihr Vertrauen und Dankbarkeit gegen ihn ab. Müller ist ein junger, ein schöner Mann, er redet gut, er besitzt unser aller Achtung und Liebe: das setzte Mariens Phantasie, und aufrichtig geredet, auch ihre Eitelkeit für ihn in Bewegung. So hatte

Müller Mariens Achtung, Vertrauen, Dankbarkeit, so ihre Phantasie, ihre Eitelkeit auf sich gezogen. Was fehlte noch? Marie sah seine Liebe gegen sie, und Müller hatte ihr Herz. Sprich, Marie, ist es nicht ohngefähr so mit dir gekommen? Marie erröthete, schlug die Augen nieder und schwieg. Doch brachen einzelne Thränen unter den Augenliedern hervor.

Aber, Vater, eben so kann es Sellhoffen mit Henrietten ergangen seyn? — Ist möglich! — Und muß so ergangen seyn; denn ohne Henrietten zu lieben, kann ich nicht glauben . . . — Es giebt noch andre Fälle, mein Sohn. Sellhoff könnte, weil seine Braut reich wäre, oder ihn durch ihre Familie fortheifen könnte, Marien verlassen haben, und da wäre er unbesehens ein niederträchtiger Schurke. — Hm, ich glaube, Sellhoff liebt Henrietten, und nur aus Liebe hat er Marien verlassen, und so wie du das Ding erklärst, hört er auf einen Schurkenstreich gemacht zu haben. Denn so wie du da sagtest, geht das Ding an einem Schnürchen; man ist ungetreu,

und weiß es selbst nicht, daß man es ist. Bis auf das letzte, das mir doch ein wenig gesprungen scheint. Ich habe auch Achtung, Vertrauen, und sehr viele innige Dankbarkeit gegen unsre gute Marie; ich liebe sie sogar, und gewiß herzlich; aber . . . — Aber, mein Sohn, in deinem Herzen wohnt schon eine Leidenschaft, die einer andern keinen Raum läßt. — Gut, so sag' mir einmal, was ist denn Liebe eigentlich? — Lieber Junge, darauf antworte, wer kann! Liebe ist wie ein Regenbogen: jeder Mensch sieht seinen eigenen, und alle schwören, es sey derselbe; jeder schwört, da in den Wolken steht er, da von dem Baume an, bis zu jenem hin. Ein andrer, der dort oben vom Thurme schaut, verlacht dich ungescheut, weil er nichts von allen den Herrlichkeiten sieht, die du siehst. — so meinst du wäre die Liebe gar nichts — Mit nichten, das mein' ich nicht; ich meine nur, jeder fühlt sie anders. Laß uns bei dem vorgelegten Falle, bei unserer guten Marie stehen bleiben. Liebe im Allgemeinen entsteht gegen den, der

mir wohl thut. Achtung, Vertrauen, Dankbarkeit, Freundschaft, sind Grade der Liebe. Das Wesen aber der Liebe, von der wir reden, die das Herz so überfüllt, die Brust mit so sonderbaren, unsäglich süßen Gefühlen hebt, die immer lebendige Unruhe hervorbringt, manchen Menschen zu großen Thorheiten treibt, ist doch wohl nichts anders, mein Sohn, als der durch die Phantasie dunkel erregte Geschlechtstrieb, so selten junge Herzen sich das auch gestehen wollen. Seelenliebe! gut, ich leugne das nicht. Die Phantasie schwärmt so gern in den hohen Gebieten der schönern Geisterwelt: allein die allerfeinste, geistigste Liebe, wird doch über kurz oder lang auch zur körperlichen Vereinigung führen. Die Eitelkeit hat ihre Hand auch mit im Spiele. Ein reizendes, ein gebildetes Mädchen, von hundert Jünglingen bewundert, ist eifriger geliebt, wie ein eben so schönes Mädchen, das ungekannt und unbewundert in den Armen ihres Geliebten lebt. Je nachdem nun diese Liebe mehr Zusatz von diesem Triebe oder jenen erhält, ist

ihr

ihr Wesen feiner oder gröber, und sie selbst dauerhafter oder vergänglicher. Eine Liebe, welche die Phantasie und der Geschlechtstrieb allein bildete, dauert so lange, als die Phantasie brennen kann. Trenne zwei solche Menschen ein Jahr lang, und die Liebe ist ganz vergessen. Einen Monat lang, oder zwei, kann die Phantasie wohl, wie eine Spinne, aus sich selbst ihre Träume hervorspinnen; allein sie ermattet in der Arbeit, wenn sie nicht mehr unterstützt wird. Die Bilder werden matter, und verlieren endlich den Glanz der Farben ganz. Die Liebe hört auf. Bleiben auch diese beiden Menschen beisammen, und die Begierde ist gestillt, die Eitelkeit befriedigt, so schweigt die Phantasie endlich auch, die von der Begierde ihre Thätigkeit hatte, und der Begierde ihre Kraft lieh, und die Liebe, die daher ihr Wesen nahm, ist verschwunden. Das Schicksal von tausend Eheleuten, die vor dem Altar im Himmel standen, ewige Liebe träumten, und nach einem Jahre sich einander angähnen, wenn sie sich sehen!

Hat die Liebe aber einen großen Zusatz von Achtung, Dankbarkeit, Zutrauen; stützet sie sich auf das Gefühl von Vollkommenheit, und ist Freundschaft und das Wahrnehmen von Vollkommenheit der Liebe vorgegangen, so ist die Liebe feiner, dauerhafter, stärker, reiner. Achtung, Dankbarkeit, Zutrauen, Freundschaft sind keine Träume der Phantasie, wenn sie Gegenstände haben, wenn nicht die Phantasie eines schwärmenden Liebhabers seiner Schönen nur diese Eigenschaften, die Achtung und Vertrauen erregen, beigelegt hat, wenn, wie ich erst sagte, Achtung, Vertrauen, der Liebe vorgegangen sind. Sie können also nicht vergehen, und die Liebe, die aus diesen Gefühlen, mit dem Geschlechtstriebe vereinigt, entstand, nimmt die bessere Natur dieser Gefühle an; sie ist reiner und dauerhafter, ruhiger und besonnener.

Zwar wird Zutrauen und Dankbarkeit, Freundschaft und Achtung nie Liebe selbst seyn, wenn nicht auch die Sinnlichkeit und die Phantasie mit im Spiele ist. Darum, mein Sohn, liebst Du Marien nicht, ob Du sie gleich ach-

test, ihr Freund bist, und Dankbarkeit und Vertrauen gegen sie hast. Deine Sinnlichkeit, Deine Phantasie ist mit allen mächtigen Trieben Deines Herzens auf Rosen gewandt. Ja, Dein Vertrauen, Deine Achtung kann gegen Marien sogar größer, als gegen Rosen seyn, und Du liebst dennoch Rosen inniger, als Marien.

Wende das nun alles auf Marien an. Sie liebte Sellhoffen mit jener ersten Liebe der bloßen Sinnlichkeit, Sellhoff sie eben so, Die Liebe verschwand, und verschwand desto eher, da Marie sowohl als Sellhoff neue Gegenstände fanden, welche ihre Herzen in Bewegung brachten.

Lieber Vater, sagte Ludwig betrübt: so ist Sellhoff aber so unschuldig, als Marie? Ich kann das nicht glauben. Noch ist immer ein Etwas, das mir sagt: es ist nicht so.

In dem Verschwinden seiner Liebe eben so unschuldig, als Marie; denn das, mein Sohn, hieng nicht von ihm ab. So sollte unser Herz gebildet seyn, so mußte es gebildet seyn, um

nicht unter jedem Schmerze, wenn er ewig dauerte, zu erliegen, um nicht bei jeder kleinen Freude ewig haften zu bleiben, um des Menschen Vernunft willen. Das mußte so seyn. Tugend, mein Sohn, ist nicht etwa gar nicht fühlen, sondern, wenn es die Gerechtigkeit will, Herr seiner Gefühle seyn, aufopfern! Denn sonst wäre ein Baum tugendhafter, wie der Mensch. Daß Sellhoff, wenn er nicht gewarnt war, mit seiner Braut einen vertrauten Umgang anfieng, daß dieser Umgang am Ende Liebe hervorbrachte, ist natürlich, bei Marien als bei Sellhoff. Und wir dürften ihn fragen, ob ihm nicht die erste Entdeckung seiner Untreue Kampf genug gekostet hat? Ich glaube es; denn er müßte gar kein Gefühl haben, wenn er kalt bei dem Gedanken geblieben wäre, Marien unglücklich zu machen. Ich glaube es, es hat ihm Thränen genug gekostet, wie Dir, Marie! nicht wahr?

Marie legte die Hand schmerzlich auf ihr Herz, sie schluchzte: Gott: jetzt noch! — Bis dahin also, fuhr der Vater fort, ist Schuld

und Unschuld auf beiden Seiten gleich. Sie lag in den Umständen. Nun aber gehen die Herzen von einander ab. Sie hatten ihre Empfindungen nicht in ihrer Gewalt; allein doch das, ob sie ihren Empfindungen folgen wollten, oder nicht. Marie, sag einmal aufrichtig, würdest Du Dich je haben bereden lassen, wider Willen Sellhoffs, Müllern deine Hand zu geben? Würdest Du je Sellhoff verlassen haben? — Vater, nie, nie! ich betrachtete mich ja als sein Weib. Wie konnte ich den Gedanken nur haben? Schon das Gefühl: daß ich ihn nicht mehr so innig liebte, hat mir oft die allerheißesten Thränen des Kummers gekostet. Zwar würde ich Müllern doch nie geheirathet haben, und ich habe es Ihnen gesagt, warum. Aber so lange Sellhoff mir treu geblieben wäre, so hätt' ich ihm meine Hand gegeben, und wenn der Augenblick mein Tod gewesen wäre.

Und ich stehe dir dafür, Ludwig, Marie wäre sogar wieder Herr über ihr Herz geworden. Nun frag Sellhoff, ob er dir dieselbe

Antwort geben kann? Denn so wie du mir erzählst, weiß er ja nichts von Mariens Kälte. Sellhoff liebt Henrietten, aus Eitelkeit, Sinnlichkeit, oder Achtung und Freundschaft; gleich viel, und er giebt Marien und ihren Sohn dem härtesten Elende Preis, um diese Liebe zu befriedigen. Marie hingegen, kämpft mit ihrer Liebe, sie opfert sie einer vielleicht zu überspannten Zartheit ihrer Empfindung; noch leichter würde sie dieselbe ihrer Treue, und ihrer Pflicht aufopfern.

Auch glaube ich nicht, Vater, daß Marie ihr Kind je verlassen würde. Ich glaube, sie würde Sellhoffen ihre Hand geben, und wenn er der elendeste Mensch wäre, wenn das das Mittel wäre, zu ihrem Kinde zu kommen. Nicht wahr, Marie? — O Gott, sagte Marie, ich würde meinem Kinde in die Arme eines Teufels, meines Mörders folgen! — Nur vergeßt nicht, sagte der Vater: daß Sellhoff seinen Sohn nie gesehen, also gar keine Idee, und gar keine Empfindung gegen ihn hat, und daß man also Mariens Empfin-

dung gegen das Kind nicht von ihm fordern kann, ohne ihm Unrecht zu thun, obwohl es ein Schurkenstreich von ihm ist, daß er seinen Sohn jetzt dem Zufalle überläßt. Und auch das, wenn Marie ihr Kind nie gekannt hätte, würde sie nie gethan haben. Seht, meine Kinder, das ist der Unterschied zwischen Marien und Sellhoff, und das sind meine Gedanken von der Liebe. Und eben aus diesen Gründen halte ich es für sehr traurig, daß man jetzt jungen Leuten von beiden Geschlechtern, so einen schrankenlos vertrauten Umgang erlaubt. In den Jahren, da die Sinnlichkeit und die Phantasie so fürchterlich lebendig sind, lernen sich jetzt Jünglinge und Mädchen kennen. Der Geschlechtstrieb zieht sie an einander, die Phantasie leiht ihnen Vollkommenheiten, die sie nicht haben. Sie lieben mit aller der heissen Begierde, mit aller der ungezähmten Leidenschaft ihres Alters. Sie werden getrennt, vergessen sich. Das Mädchen, durch den bekannt gewordenen Liebeshandel, von jeder andern Verbindung ausgeschlossen, oder

jede andere Verbindung aus blinder Leidenschaft ausschlagend, traut dem Geliebten, und jammert am Ende, um den kleinsten Vorwand, oder ohne Vorwand verlassen. Bitterkeit, Haß und Mißtrauen, setzen sich in ihrem Herzen gegen das männliche Geschlecht fest, und schließt sie dann noch eine Verbindung, so wird ein Mädchen, das die Freude eines Mannes hätte werden können und sollen, seine Hölle, und das ganze Glück von tausend Familien geht so verloren.

Aber so, Vater, bin ich ja nie der Liebe selbst des allertugendhaftesten Weibes sicher; auch dann schon, wenn sie die Ehe mit mir geschlossen hat? — Gerade zu sicher freilich nicht. Es können Umstände eintreten, wo der Mann sein Weib, wo das Weib den Mann vergißt, und ohne schlecht zu seyn, einen Fremden mehr liebt. Auch geschieht das häufig in der Welt, und die eheliche, reine, heiliggehaltene Treue muß immer seltener werden, je mehr man aufhört häuslich zu seyn, und seine Glückseligkeit in den Armen seiner Familie zu suchen. Häuslichkeit,

mein Sohn, ist der Grund der ehelichen Treue, und die eheliche Treue der Grund der Familientugenden und der Familienglückseligkeit. Lebt ein Mann mit einem Weibe häuslich, so wird er nie, oder doch selten, mit einem fremden Weibe so vertraut werden, so oft zusammen seyn, daß daraus Liebe entstehen kann. Gewohnheit, einfache Familienfreuden, Kinder, Geschäfte, einerlei Interesse, werden endlich beide Herzen der Ehegatten so in eins zerschmelzen, daß eine zärtlichere Liebe gegen einen Fremden so gut, als gar nicht möglich ist. Bemerke, mein Sohn, daß in den höhern Ständen, die so selten häuslich leben, diese Art von Untreue gewöhnlicher ist, als in den mittleren Ständen der Menschen; bedenke aber auch, daß du unter den höhern Ständen selten eine Familie treffen wirst, wo die Kinder ihre Eltern liebten, und wo die Liebe überall mehr als der gröbste Genuß der Sinnlichkeit wäre. Je mehr Bälle und öffentliche Zusammenkünfte in der Stadt, desto mehr kalte Ehen, und Kinder ohne Liebe gegen ihre Eltern. Je mehr Eingezogenheit in den

Familien, desto mehr Liebe unter den Gliedern derselben, und desto mehr Energie des Herzens. Alle Menschen mit großen Tugenden, mit vollen, enthusiastischen Herzen, hat die Familieneinsamkeit erzogen; Unschuld, Reinheit der Sitten, Fülle des Herzens, unbesorgtes Zutrauen, alle diese edelsten der Tugenden der Menschen gehen nur aus dem Schooße der Familieneintracht und Einsamkeit hervor. Und diese, diese himmlische Familieneintracht, meine Kinder, ist es, die mich auch jetzt noch so glücklich macht! Jetzt noch, Marie! meine geliebte Tochter! jetzt noch, da ich arm bin, da ich Ellbergen verlassen muß! jetzt noch, sink ich voll Freude, voll Hoffnung in eure Arme, und preise Gott, daß er mich glücklich machte!

Marie sah schnell aus ihren Thränen auf; ihre Thränen stockten. Wie, lieber Vater? Wie? Sie ergriff mit beiden Händen seine Hand. Um Gotteswillen! Sie verlassen Ellbergen? Sie arm? O um Gotteswillen! was ist denn vorgefallen? was ist denn?

Nichts, mein Kind. Ich war reich, ich bin arm geworden: das ist alles. Ludwig bleibt mir, du Marie, meine Frau, meine Mutter, und das Andenken an Ellbergen. Er sah mit glänzenden Augen rings um sich her. Sag noch nichts, Marie! Niemandem! und sey Du selbst ruhig. Ich habe Brod für mich und auch für Dich, meine Tochter. Doch davon hernach!

Mit glänzenden frölichen Augen verließ der Alte die Beiden. Marie eilte ihm ein paar Schritte nach, und rief: o Gott! Vater! wie? wie? Ludwig fiel mit seinen Gedanken auf Rosen, und er wandte, was er eben von der Liebe gehört hatte, auf sie an. Er überlegte noch einmal alles, was ihm sein Vater gesagt hatte, wie er gewohnt war: und da sein Verstand rein, natürlich, und ohne Spitzfündigkeit war, so fand er bald, daß sein Vater Recht hatte, ohne seine Liebe gegen Rosen von dieser Regel auszunehmen. Mit einem fürchterlichen Schauder sah er also seines Vaters jetzige Armuth, die ihn aufs neue von Rosen auf mehrere Jahre

trennte, und Rosens Liebe gegen ihn, die er unzerstörbar glaubte, zu einem Spiele des Zufalls machte, und sie in die Macht jedes Mannes gab, der Rosens Eitelkeit, Rosens Vertrauen, Dankbarkeit und Achtung rege machen, und auf sich ziehen konnte. Er war bescheiden genug, das tausend Männern zuzutrauen, und so giengen die süßen Träume dieser Nacht, wo er Rosen als ausdauernd treu sich dachte, verloren. Wie bald, träumte er, werde ich durch Thätigkeit, Fleiß und Redlichkeit so weit seyn, ein Weib ernähren zu können, und dann, dann hole ich meine treue, geliebte Rose, und vergesse in ihren schönen Armen, an ihrem treuen Herzen, alle die lächerlichen Vorfälle dieses Lebens. Wie viel anders war er gezwungen jetzt zu denken, da er einsah, daß keine Liebe unvergänglich ist und seyn kann. Er trauerte schon jetzt um seine verlorne Rose, er nahm schon jetzt Abschied von ihr, er fühlte jetzt schon ihren Verlust, und erröthete mehrere Male vor sich selbst, weil er sich auf den heimlichen Wünschen ertappte, nie den alten Prediger, den

Juden, Elisabeth, und die Verschreibung gesehen zu haben.

Das ist Tugend, rief er: wenn ich Herr meiner Empfindungen, meiner Begierden bin! So leb wohl, Rose! so leb ewig wohl! Die Liebe führte unsere Herzen zusammen; die Tugend trennt sie: leb wohl, ich will unglücklich seyn, weil ich es seyn muß! Mit diesen Gedanken befand er sich in dem Wäldchen hinter dem Dorfe, ehemals Mariens Lieblingsplätzchen, jetzt der Ort, wo Müller seine hypochondrischen Stunden zubrachte. Auch eben jetzt war Müller hier. Er begrüßte Ludwigen. Ludwig reichte ihm mit einer wehmüthigen Empfindung die Hand. Es fiel ihm, bei seinem Anblicke, wieder ein, daß Marie ihn liebte; es fiel ihm ein, daß er Mariens Liebe noch nicht wußte. Der Anblick eines so glücklichen Menschen vermehrte seine Wehmuth. Glücklicher Mann! sagte er mit einem Herz durchschneidenden Ton zu Müller. Glücklich? ich? fragte Müller lächelnd. — Tausendmal glücklicher als ich, antwortete Ludwig: denn

Marie liebt Sie! — Mich? Herr Burchhard! mich? — Sie! eben habe ich es aus Mariens Munde, und jetzt steht Ihrer Verbindung mit ihr nichts mehr im Wege; den Sellhoff heirathet. Und Gott sey Dank, fuhr er gegen Müllern, der mit offnem Munde vor ihm stand, fort: Gott sey Dank der alles so fügte; gerade jetzt so fügte, da mein Vater Ellbergen verläßt. So sind die Ellberger gerettet.

Wieder etwas neues für Müllern. Er wußte nicht, wornach er zuerst fragen sollte. Verläßt? und Marie? rief er bestürzt. — Wird Ihre Frau. — Um Gottes willen! wie ist das zugegangen? . . . meine Frau? Und Sie verlassen Ellbergen? — Weil mein Vater es verkaufen muß, eine Schuld abzutragen. — Gott im Himmel! und Sellhoff heirathet? giebt seine Ansprüche auf? und, mein Gott, ist die Schuld so groß, daß Herr Burchhard . . . — Mein Vater verliert sein ganzes Vermögen. — Ich habe eine kleine Summe gespart, von der Güte Ihres Vaters gespart. Kommen Sie, o thun Sie mir diese

reizende Gefälligkeit, nehmen Sie! und Sie haben es von Marien selbst? — Von Marien selbst. — O ich Glücklicher! o Gott, wie zerrissen ist mein Herz! Weiß Ihr Vater gar kein Mittel Ellbergen zu retten. Ich will alles das Meinige verkaufen. Kommen Sie! — Edler Mann, das würde Ellbergen nicht retten. Seyn Sie ruhig. Er erzählte ihm jetzt ausführlich die Begebenheit mit der Verschreibung. Müller zeugte dem Jüngling ein so ungeheucheltes Mitleiden, so viel guten Willen sich für ihn und seinen Vater aufzuopfern, daß Ludwig heiter und frölich mitten unter Müllers Thränen wurde. Sie können uns nicht retten, lieber Müller; aber Sie können Ellbergen retten, und das ist mehr als mein Vater und ich. Mein Vater hat zu leben; seyn Sie deswegen unbesorgt, und wenn es ihm fehlte, hat er nicht noch immer Sie und mich. Vergessen Sie die Kleinigkeit, Müller, und verlieren Sie Ellbergen nicht aus den Augen. Marie wird Ihr Weib. Ich weiß es von meinem Vater, was Marie für Ellbergen

ist. Sie wird es auch künftig seyn. Lieber Müller, lassen Sie uns gute Freunde mit unserm Geschick bleiben. Es nimmt uns nichts, wenn es uns unsere Herzen läßt, und Gottlob, Müller . . . er hielt ihm die Hand hin . . . schlagen Sie ein! die haben wir noch! Er sagte das so heiter, so muthig, daß Müllers Muth in eben dem Augenblicke stieg. Ja! rief er; unsere Herzen behalten wir, und ich will arbeiten, lieber Freund. Ich habe Kräfte ich habe Muth, und Gott sey Dank, ich habe von Ihrem Vater eine Hütte, wo Unschuld und Vergnügen wohnt, und die ein Tempel der Zufriedenheit und der Tugend wird, wenn Ihr Vater sie zu seiner Wohnung macht. Gott gebe, daß ich ihn dahin bringen kann, so bin ich der glücklichste Mensch der Erde.

Ludwig bat ihn, noch den ganzen Vorfall zu verschweigen. Weiß ihn Marie? — Ja, mein Vater hat es ihr erzählt. Ludwig verließ Müllern, und Müller lief durch den Garten zu Burchharden, um ihm sein Haus und sein Vermögen anzubieten. Er fand Marien

im

im Garten. Er flog auf sie ein. Wo ist der unglückliche Greis, Marie? fragte er. O Marie, Sie ... — Also Sie wissen Burchhards Unglück? Sagen Sie mir, o sagen Sie mir, wie ist es? Müller erzählte es ihr. Marie zerfloß während der Erzählung in Thränen. Und Marie, fuhr Müller fort, mag doch ein anderes Paar Menschen als ich und Sie heucheln. Sie lieben mich? — Müller! Marie zitterte. — Marie, Sie zittern? Erschrecken wollte ich Sie nicht. Ludwig sagte mir, daß Sie mich liebten. Seyn Sie aufrichtig, Marie. Es ist der einzige Wunsch meines Lebens. Ich habe geschwiegen, so viel es meinem Herzen auch kostete; Sie schienen es zu wünschen. Ludwig gab mir eine Nachricht, daß Sellhoff ... Marie, Sie sehen mich nicht an? darf ich reden, Marie? — Müller, ich ersuche Sie, schweigen Sie! Sie zitterte heftig.

Müller sah sie an und schwieg bestürzt einen Augenblick. Marie! sagte er endlich mit dem Tone der zärtlichen, vorwerfenden, wehmüthigen Liebe. O Gott! Müller, ich bitte

Sie, ich bitte Sie sehnlich, reden Sie nicht so! — Aber Marie, ich bin ein Mann; ich kann schweigen, Sie haben es gesehen. Ich kann auch künftig schweigen, wenn Sie mich schweigen heißen. Aber, Marie, ehrt das Schweigen ein redliches Herz mehr, oder Zutrauen? Ich bin ein Mann, ich kann tragen, ich kann mich in Kummer verzehren und schweigen; allein, Marie, warum mit Ihnen schweigen, wenn reden mich wenigstens überzeugen kann, daß Sie nicht eigensinnig sind? daß Sie Recht haben, mich zu verdammen, die schönste Hoffnung meines Lebens aufzugeben? Marie, glauben Sie, daß ich Sie drängen werde, wenn ich die Gründe höre, die mir verbieten, zu hoffen? reden Sie, liebe, gute Marie. Ich liebe Sie nicht allein; ich achte Sie auch. Reden Sie! Sie reden mit Ihrem Freunde.

Marie sah ihn flüchtig an. Gut, fieng sie leise und sich doch noch bedenkend an: ich will . . . reden. Aber dann, dann bitte ich Sie für immer zu schweigen. — Haben Sie Ludwigen gesagt, daß Sie mich lieben? —

Ja, ich habe es. — Und ist es Wahrheit? — Sie schlug die Augen tief nieder. Ja, Müller; es ist Wahrheit. — Sie sind frei von Sellhoffs Verbindung? — Ich bin es. — Marie! Marie! er sagte das mit dem zerschmelzenden Tone der allerzärtlichsten Liebe. Lieber Müller, Sie wollten mich nicht drängen? — Nein! Marie, ich liebe Sie zärtlich; ich werde ohne Sie ein freudenloses Leben führen; ich werde in dem Grame vergehen, der einzigen Hoffnung meiner ganzen Seele entsagen zu müssen. Ich werde kummervoll leben, sterben, ohne das Leben genossen zu haben, und Marie, die alle Welt glücklich macht, wird daran Schuld seyn!

Müller, fieng Marie mit oft unterbrochener Stimme an: Sie werden mich vergessen, wenn mein Anblick Sie nicht mehr an mich erinnert. Herr Burchhard hat mich eben gelehrt, daß die Liebe, auch die allerreinste, nach und nach in der Entfernung stirbt. — Aber hat er Ihnen nicht auch gesagt, daß das nur der Fall unter Menschen und nicht in der Einsamkeit ist.

Sie wollen mich verlassen; Ihre Tugenden werden mich ewig an Sie erinnern. Selbst meine Geschäfte, die ohne Sie nur halb gethan werden, werden Ihr Andenken, und meine Liebe gegen Sie nie sterben lassen. Marie, ich werde Sie nicht vergessen, ich werde nie aufhören Sie zu lieben. Doch lassen Sie uns davon schweigen. Ich will Sie nicht loben! Warum wollen Sie mein Weib nicht seyn? — Weil, weil . . Müller! weil ich den Mann nicht entehren mag, den ich liebe. —

Müller fuhr zurück. Marie! rief er: wenn ich Sie nicht kennte, ich würde sagen, Sie wären eitel, Sie machten die Kostbare. Ich bitte Sie, erklären Sie sich! entehren? Sie? einen Mann? Sie, Marie, mit Ihrem Herzen, mit Ihrem Geiste, Sie, selbst mit Ihrem reizvollen Körper? Marie, bei Gott! ich verstehe Sie nicht. Daß Sie Mutter sind, o Marie! daß Sie Mensch waren, ein fühlendes Herz hatten, daß Jugend, Dankbarkeit, Unerfahrheit, Sie schwach gegen die Verführungen eines geliebten jungen Menschen machten, der Ihnen

wohlgethan hatte? Was fehlte dieser Verbindung, wenn ein Priester sie eingesegnet hatte? Ich bitte Sie, Marie, werfen Sie nur einen Blick auf die ganze Sache, und es kann Ihnen doch das nicht entgehen, daß, wenn Sie sich auch schwach nennen wollen, Sie doch nur schwach gewesen sind, und daß Sie jetzt . . . Marie, ich will ja Sie, die jetzige Marie, mit der Brust voll Tugend, mit der reinen, unschuldigen Seele; jene erste Marie ist ein En- Engel geworden, den Engel verlange ich, um den Himmel auf Erden zu haben. Marie, ich bitte Sie, Sie werden über sich selbst lächeln.

Nein, Müller, ich fühle es, das ich Ihrer werth bin, und an Ihnen zweifle ich eben so wenig. Allein, lieber Müller, denkt die Welt so wie wir? — Nein; sie wird Ihnen nie vergeben, daß Sie ohne Trauung Mutter wurden, sie wird . . .

Aber zum Henker! fiel hier Ludwig ein, und trat aus dem Gebüsch hervor, wo er den letzten Theil der Unterredung gehört hatte: aber zum Henker, Marie, so laß doch die Welt sagen,

was sie Lust hat. Soll denn der arme Müller da das Geträtsche der Welt ausbaden? Was geht Dich, liebe Marie, wenn Du da Deinen weissen Arm um Müllers Nacken geschlungen hast, die Welt mehr an? Und ich denke, wenn Du Müllers Frau bist, so wirst Du ohnehin nicht recht viel mehr von der Welt hören. Nimm mir das nicht übel, liebe Marie, das ist bloßes Gepappel, das Du in einer einfältigen Stunde ausgeheckt hast. Geziere will ich nicht sagen. Du zierst Dich gewiß nicht, Marie, wie . . . eine gewisse . . . Rose, glaub ich, einmal gethan hat. Beschwören kann ichs nicht, Du bist Mutter, Müller will Dich so; Du hast ihn herzlich lieb, nun stell Dich hin, und frage erst die Welt durch, ob die drein konsentirt, besonders die Burgemeisterin. He, Marie; ich will Dirs nur zum Exempel sagen. Wie der Senator den Morgen da war, und ich das Protokoll unterschrieb; fragt ich da lange, ob die Welt das gut oder hübsch finden würde? Ich hatte Dich lieb, und unterschrieb. Du warst so todtenblaß, und das gieng mir nahe.

Nun jetzt stehst Du da und vinselst, und willst die Welt erst fragen, ob die das Ding gut findet, daß Du einen Menschen glücklich machst, den Du lieb hast.

Lieber Ludwig, Sie verstehen mich nicht. Was die Welt von mir sagt, das weiß ich längst; aber soll Müller denn meine Schande mit mir theilen?

Welche Schande, Marie? ich verstehe Dich schon wieder nicht. Er hat es Dir ja so deutlich bewiesen, daß es Dir keine Schande ist, Mutter zu seyn; daß Du jetzt eine andere Marie bist, als damals, daß Du jetzt ein Engel bist, und das behaupte ich mit Müllern. Wo sitzt Dir denn nun die Schande, die er mit aller Gewalt theilen soll?

Wird nicht die Welt ... Zum Henker, mit Deiner Welt! Was geht ihn aber die Schande der Welt an? Oder was die Welt von Euch schnackt? Lieber Gott, Marie; da dürft' ich ja mein Tage nicht heirathen; denn von mir weiß ja die Stadt noch mehr zu erzählen, als von Dir? Er will Dich nun aber so. — Wird Mül-

ler aber immer so denken, Ludwig? Kann nicht einmal ein Vorwurf, eine Anmerkung, die ihm zu Herzen geht, ihm den Wunsch ablocken, mich nicht geliebt zu haben?

Marie! sagte Müller betrübt: Das konnten Sie von mir denken! — Nimm mir's nicht übel, Marie, Du sprichst im Traume. Wie kann einem vernünftigen Manne einfallen, wenn er ein Goldstück in Händen hat, das Goldstück darum wegzuwerfen, weil ein Narr sagt, es wäre von Blei. Nimm mirs nicht übel, Du schwatzest heute gerade, als ob Du gestern erst geboren wärst. — So hab' ich denn meine Gefühle allein! rief Marie! da sie sah, daß man sie aus dem Felde schlug. Recht gut, Marie; und dieß Gefühl magst Du auch allein behalten; denn es taugt nicht viel; aber darum darfst Du keinen ehrlichen Mann betrüben, weil Du etwas falsches als wahr hältst. — Ihr Vater ist meiner Meinung. — Das ist nicht wahr, Marie; ich weiß, wie viel mein Vater auf die Welt giebt. Doch den will ich holen, und dann, das sag ich Dir, in die Kirche. Er lief fort.

Marie, sagte Müller jetzt: Sie tödten mir zwei Freuden auf einmal. Der edle Burchhard ist unglücklich. Ach, ich dachte ihm in meinem Hause, in den Armen meiner Marie eine Freistätte zuzubereiten, wo er immer Freude und Zufriedenheit finden, wo er einmal sein edles Leben, unter den frölich segnenden Blicken von uns beiden, beschließen sollte. Ach, ich dachte: Marie würde eine Freude darin finden, mein Weib zu werden, und mir helfen, dem guten Greise seine letzten Tage zu Tagen des Vergnügens machen. Ich würde glücklich seyn, Marie würde es seyn, und durch uns beide unser Freund, unser Wohlthäter, Burchhard, und Marie schlägt so viel Gutes auf ein unwahrscheinliches Vielleicht aus.

Da schlang Marie ihren Arm um Müller, und ihre keusche Lippe drückte seine. Müller, ich bin die Ihrige! rief sie voll Entzücken: ja, ich bin Ihre Marie. Gott segne uns, Gott segne unsern Wohlthäter! Müller lag an ihrer Brust. Ein unaussprechliches Gefühl von Wonne hob seine Seele. Er drückte sie an sich, fest,

innig, lange. Marie! sagte er, aber mit einem Tone, der seinen Himmel Mariens Seele mittheilte.

In dem Augenblicke kam Ludwig mit seinem Vater dazu. Müller führte ihnen Marien, seinen Arm um ihren Leib geschlungen, entgegen. Sie ist mein, lieber, theurer Vater! Marie ist mein! Was die Liebe nicht konnte, das that die Dankbarkeit, das that der Gedanke an Sie. Und nun, mein edler Vater, geben Sie uns Ihren Segen, und das Versprechen, mit uns zu leben. — Meinen Segen von ganzem Herzen, meine lieben Kinder! Er umarmte sie beide. Allein, mit Euch und durch Euch leben, das, Kinder, das kann ich nicht. Ich kenne Eure Herzen, meine Lieben; ich weiß, wie gern Ihr mit mir theilet; allein . . . laßt mich, so arm bin ich nicht. — Marie ergriff Burchhards Hand. Mein Vater, schlagen Sie mir es nicht ab, das Glück, das so groß war, das Marie mir darum ihre Hand gab. Vater, Sie haben doch kein Mißtrauen? — Mißtrauen nicht, Kinder; allein, lieber Müller, ich weiß nicht, wie ich mich

ausdrücken soll, daß Sie mich jetzt nicht mißverstehen. Sie wissen, ich habe Tausenden Wohlthaten erzeigt, ich würde eben so leicht Hülfe annehmen, wenn ich ihrer bedürfte, und bei Gott! ohne Bedenken darum an Ihre Thüre pochen. Doch, lieber Freund, muß man dem Menschen nicht mehr zumuthen, als man von ihm verlangen kann. Wohlthaten annehmen setzt immer in den Stand der Abhängigkeit gegen den Wohlthäter, so gern der auch giebt. — Wohlthaten? nennen Sie Abbezahlung einer ungeheuren Schuld, mein Vater, Wohlthat? Gott! Vater, rief Marie, was, was bin ich Ihnen nicht schuldig? — Gut, Kinderchen, alles gut! Ich gestehe das zu. Doch lieben Seelen, laßt mir meinen Sinn. Dankbarkeit, die man einfordern muß, ist wahrhaftig nichts, als Wohlthat, und Wohlthaten machen abhängig, und gerade Euch, Euch, meine Kinder, habe ich zu lieb, um von Euch abhängig zu seyn. Weine nicht, Marie; kränken will ich Dich nicht, mein Kind, wahrhaftig nicht; aber Vernunft mußt Du doch annehmen. Sieh,

ich helfe jemandem. In dem Augenblick ist dieser Mensch abhängig von mir, ich mag die Wohlthat geben, auf welche Weise ich will. Diese Abhängigkeit verliert sich wieder, so bald die Hülfe aufhört. Also jemandem ziehen, von ihm Lebensunterhalt, Kleidung, Wohnung, Vergnügen nehmen, heißt doch jeden Augenblick eine Wohlthat annehmen, also die Abhängigkeit beständig verlängern und vermehren. Gebe ich einem eine Summe Geldes, und ich überlasse ihm die Anwendung der Summe, wie ich allemal that, wenn ich konnte, so ist er in dem Augenblick, da er die Summe erhält, abhängig von mir: allein die Abhängigkeit verliert sich wieder; der Mensch wird wieder selbstständig. Lieben Kinder, ich kenne keine gefährlichere Wohlthaten, als die, einen Menschen bei sich aufnehmen, ihn erhalten, ihn kleiden, für alle seine kleinen Bedürfnisse sorgen. Der Geber, er mag so gut, so dankbar, so freundschaftlich seyn, als er will, wird Herr, der Nehmer abhängig. Laßt mich, Kinder, ich kann nicht zu Euch ziehen!

Aber, Vater, sagte Marie bestürzt: war ich nicht Jahre bei Ihnen? war ... — Gut, Kind, und Du warst auch abhängig von mir, Du warst gehorsam, auch oft gegen Deinen Willen. Du hast das zwar weniger gemerkt, weil Du ein Frauenzimmer, und also an Abhängigkeit gewöhnt bist. Allein, Kind, ich bin ein Mann. Laßt mich! Ihr könntet sogar mehr halten, als Ihr mir jetzt versprächt, und doch würde ich abhängig seyn. Mein Mißtrauen würde mich abhängig machen. Laßt mich, ich habe Eure Freundschaft zu lieb, als daß ich sie so verlieren möchte. Marie, Du wirst sehen, daß sich selten ein Mann zu dieser Art von Hülfe in seinem, auch dem härtesten Geschick, entschließen wird. Ein geheimes Gefühl leitet ihn, und leitet ihn richtig. Gott segne Euch, meine Kinder, Gott segne Euch! Marie wollte zwar noch einmal anheben; allein Müller sagte ihr; liebe Marie, unser Vater hat Recht; Ich kenne Ihr Herz, Marie, ich kenne meins, und dennoch hat er Recht. Der Mensch ist wie eine Blume; sie wendet sich gezwungen

gegen die Sonne, von der sie Wärme empfängt. Sie haben Recht, Vater; bei Gott, ich würde handeln wie Sie, ohne gewußt zu haben, warum. Lassen Sie uns davon schweigen!

Und nun, Marie, komm! rief Ludwig, und faßte Mariens Hand. Ungeduldig hatte er die ganze Verhandlung über Unabhängigkeit durch Wohlthaten angehört, und er schüttelte mehr als zehnmal den Kopf dazu; denn vielleicht wäre er der einzige Mensch gewesen, bei dem es ein Unglücklicher nie gefühlt hätte, daß er sein Wohlthäter sey. Nun, Marie, komm! — Wohin? — Um die Sache gleich auf der Stelle abzuthun. Eine Stunde, Marie, kann viel verändern. Komm, laß Dich jetzt gleich trauen! Marie machte tausend Einwendungen, Müller selbst nahm Mariens Parthie, der Vater stand und lächelte. Endlich ließ Ludwig zwar Mariens Hand fahren; allein er wandte sich an seinen Vater: Lieber Vater, daß Du arm bist, das wissen wir vier noch, und wir vier wissen auch, daß Armuth kein Unglück ist. Heute sind wir noch heiter,

ohne Geschäfte. Morgen weiß es die Mutter, die Großmutter, das Dorf. Ich sehe voraus, da wirds trübe Augen geben. Und lieber Gott! Marie, thu mir den Gefallen, und laß mich noch einmal unter lauter heitern Menschen über ein glückliches Paar vergnügt seyn! Marie, ich bitte Dich, schlag mirs nicht ab!

Marie stand, sah ihn an; aber sie traf auf eine so gutherzig bittende Miene, daß sie sogleich die Augen wieder niederschlug. Liebe Marie, hob er wieder an: vielleicht verlaß ich Euch schon in ein Paar Tagen. Marie, ich bitte Dich. Sie reichte ihm erröthend und stumm die Hand. Ludwig schrie auf, flog mit Marien durch den Garten voran, Müller und Burchhard folgten ihnen über den Kirchhof in des Pfarrers Haus. Ludwig trieb, Marie erröthete, Müller schwieg mit klopfender Brust, der Vater lächelte und lachte, der Prediger nahm die Agenda, führte sie in die Kirche, und nach einer Viertelstunde war Marie Frau Müllern. Eben so schnell giengs nun wieder an der Hand der zitternden Marie durch den

Garten ins Wohnhaus in seiner Mutter Zimmer. Die andern drei konnten kaum folgen. Aber wo steckt Ihr denn heute alle? rief die Großmutter ihnen entgegen: die Suppe steht schon eine halbe Stunde. — Liebe Großmutter, das sollen Sie hören; wir haben Gäste; noch vier Teller, und die Suppe muß noch eine halbe Stunde stehen! Hochzeit, Großmutter!

Er lief in die Stadt, und holte Mariens Eltern. Da stand die arme Marie allein, hochroth im ganzen Gesicht, und wußte nicht, wie ihr geschehen war. Sie sah auf die Thüre, ob denn niemand kommen wollte, der für sie der neugierigen Großmutter das Ding erklärte. Hochzeit? fragte die Großmutter, und faßte an die Suppenschale, um die Wärme mit der halben Stunde zu vergleichen. Was schwatzt der Junge? Wer kommt denn noch, Marie? Wer soll denn Hochzeit halten, Marie? — Ich . . . bin . . . eben getraut, stammelte die zitternde Marie. Wer? fragte die

Groß=

Großmutter, und richtete sich schnell in die Höh und sah Marien an. Du getraut? In dem Augenblick trat der alte Burchhard, Müller, und der Pfarrer ins Zimmer. Ja Mama! rief Burchhard! Marie ist eben mit Müllern kopulirt. — Aber, mein Gott, Herr Sohn, sagte die Mama im Ernst böse: es ist doch, als ob man hier unter Türken und Heiden wohnte. Getauft und getraut, und immer, wie auf der Post. Wahrhaftig, das ist ja, als wenn Sie sich des lieben Gottes schämten. Mit meiner Tochter giengs auch Hals über Kopf, ohne Krone, wie mit Marien. — So? ist meine Frau auch vorher Mutter gewesen wie Marie? fragte Burchhard: davon hör ich jetzt zum ersten Male. Ei, davon sag ich nicht, und damit ist es nicht ausgemacht, daß Sie aus allen Dingen Spaß machen. — Nein, Mama, das ist Ernst: Marie ist getraut. — Aber ist dies denn nun ein Hochzeitmahl? So ein Tag kommt doch nur einmal im Leben. Nun Marie; also mit Herrn Müller? Nun, ich gratulire, Marie. Aber wie

ist denn das zugegangen? ich habe ja nichts davon gemerkt.

Jetzt erzählte Herr Burchhard den ganzen Vorgang, und Mama, wie sie hörte, daß Ludwig die Schnelligkeit auf dem Gewissen hatte, machte die Anmerkung: das kommt von dem geschwinden Taufen; darum treibt der Junge auch alles so ungestüm. Ludwig kam nun selbst mit Mariens Eltern wieder. Der Vater sank Marien zärtlich in die Arme, und pries Gott für die Wendung ihres Schicksals. Man setzte sich, und die Großmutter wurde zuletzt sehr heiter; denn Burchhard hatte die Galanterie gehabt, in der Küche noch einige Schüsseln mehr zu bestellen. Bei dem Eintritte ins Haus war ihm doch der Mama Ordnungsliebe mit Angst beigefallen. Der Hochzeitmittag gieng also mit einer großen Heiterkeit vorüber, und die Mama fand, daß Marie doch noch glücklicher sey als ihre eigene Tochter, denn neun Personen sind doch mehr als vier. Mich soll nur wundern, Herr Sohn; setzte sie hinzu: ob Sie mit dem Begräbniß auch so geschwind seyn werden. Bei

meinem will ich es mir verbitten. Das will ich mir ordentlich vorher ausmachen. Die letzte Ehre sollen Sie mir noch anthun, mit Geläute und Leichenpredigt. Das sag ich Ihnen. — Ihre Leichenpredigt, Mutter, das sollen die Thränen seyn, die ich Ihnen nachweinen werde, und alle, die Sie und Ihr Herz kannten. Die alte Frau konnte immer noch nicht die Schnelligkeit vergessen.

Nach Tisch aber ließ sie sich nun auf keine Weise abhalten, das Brautbette desto langsamer und feierlicher zu besorgen; allein sie war unter einem Unglücksgestirn geboren. Noch war ihr keine Feierlichkeit gerathen, und auch diese sollte ihr fehlschlagen; denn da sie mit dem allerfreundlichsten Gesicht von der Welt gegen zehn Uhr Abends wieder in das Zimmer trat, so vermißte sie sogleich das Brautpaar. Wo ist denn Marie? — Wahrscheinlich, sagte Burchhard kalt, in den Federn. Sie sind schon seit einer halben Stunde zu Hause gegangen. — Aber mein Gott! die Braut muß ja hier schlafen. — Wenn sie muß; ich will sie wieder wecken lassen. Mei-

netwegen, wenn sie kommen wollen. — Herr Sohn, ich sehe, Sie bleiben bis an Ihren Tod, wie Sie sind. — Das gebe Gott, Mutter! dann bleibe ich ein ehrlicher Mann.

Endlich waren Burchhard, seine Mutter, seine Frau und Ludwig allein. Nun, Kinderchen, hob Burchhard doch ein wenig verlegen an: ich bin nun zwei und sechzig Jahre alt, Sie Mutter zwei und siebenzig, und Gottlob, ich kann Ihnen, Mutter, und Dir, mein liebes Weib, mit frölichem Herzen das Zeugniß geben, daß wir mit jedem Augenblick getrost vor Gottes Angesicht mit unserm Leben erscheinen können. Mir fällt der Gedanke so bei, da wir heute wieder nicht allein ein glückliches Paar, denn das will nicht viel sagen, sondern ein redliches Paar Menschen gemacht haben. Und Gottlob, ich glaube, das gehört auch auf unsere Rechnung, daß Marie ein so gutes Weib ist. Was meinen Sie, Mama, er reichte ihr die Hand: werden wir nicht einmal fröhlich die Augen zumachen, wenn unsere letzte Stunde kommt? — Gottlob, ja, Herr Sohn! das ist wahr! Sie haben

gehandelt, wie ein Christ in Ihrem Leben. — Und Sie, Mama, nicht minder. Ich kann wohl sagen, wir viere sind gute Menschen. Nun aber, Mama, wodurch sind wir gute Menschen, wodurch können wir jetzt so heiter von unserm Tode reden? Ich bin reich gewesen, und ich habe nicht geschwelgt. Unsern Ueberfluß haben wir an Arme und Unglückliche vertheilt, weil ihn uns Gott dazu gegeben hat. Und wenns drauf ankäme, Mama, daß wir noch mäßiger leben sollten als jetzt; wenns seyn müßte, der Armen willen, oder der Rechtschaffenheit willen daß wir Kutsch' und Pferde abschaffen, uns mit einer Magd behelfen müßten, wieder in dem kleinen Häuschen wohnen sollten, wo ich Sie und meine Frau fand? Nicht wahr, Mama, wir würden da eben so heiter seyn, als hier in den großen schön tapezirten Zimmern? — Lieber Gott, warum nicht, wenns seyn müßte? — Das sag' ich auch. Da hatt' ich in Hamburg einen guten Freund, Mama, der starb und hinterließ seinem Sohn ein hübsches Gut, und nach einigen Jahren kam noch eine arme Waise,

der mein verstorbener Freund noch eine große Summe schuldig war. Die Schuld war richtig. Der Vater hatte noch auf dem Sterbebette den Sohn ermahnt, wenn die Waise sich fände, sie zu bezahlen. Eine Verschreibung hatte die arme Waise nicht. Auf einmal sollte nun meines Freundes Sohn das Gut hergeben, sich ärmlich behelfen, und der Waise das Gut abtreten. Das kam ihm sauer an, und er hatte große Lust, die Schuld abzuleugnen. Es gieng mir selbst sehr nahe. Nun hatte er noch eine alte Mutter, die sagte ihm: mein Sohn, sey gerecht, und laß uns arm seyn, wenn wir es müssen! bezahle! Da traten ihm die Thränen in die Augen, und er bezahlte, und alle ehrlichen Leute in Hamburg schätzten ihn. Manche sagten auch wohl: der Narr! er konnte es ja ableugnen, so behielt er sein Vermögen. Nun sagen Sie einmal, Mama; wenn das mir begegnete, würden Sie . . . — Ich würde Ihnen sagen, Herr Sohn, geben Sie Ellbergen hin, und sollte ich mich noch auf meine alten Tage mit Spinnen ernähren!

Das sollen Sie nicht, Mutter, Gottlob, Noth sollen Sie nicht leiden! fieng Burchhard mit einer gerührten Zärtlichkeit an: allein, Mutter, ich bin der Mann. Ich hatte eine Schuld, die ich mit Ellbergen bezahlen muß. Ich bin zwar nicht reich mehr; aber auch nicht arm; und Ihr Christenthum, Mama, giebt auch mir Muth, Ellbergen zu verlassen. Das hab ich Ludwigen schon gesagt, und hab ihn auf Ihr Beispiel, Mama, gewiesen, wie er auch nicht zufrieden war, daß wir Ellbergen verlassen sollten. Da sagt' ich ihm: gieb nur Acht! die Großmutter ist schon eine alte Frau, mit wie viel Muth und Freudigkeit sie allen Reichthum hingeben wird, um die arme Waise zu bezahlen.

Zwar erschrack die Mama nicht wenig, da sie hörte, daß man sie so ernsthaft beim Wort nehmen wollte. Sie fragte mit einem sehr furchtsamen Tone nach den nähern Umständen dieser Veränderung. Sie hätte gern Lust gehabt, ein Klaglied anzustimmen; allein Burchhards Lob war ihr so schmeichelhaft, das Hin-

weisen Ludwigs auf ihr Beispiel ehrte sie so, daß sie sich muthiger stellte, wie sie war, und es, wie das so gewöhnlich so geht, wirklich wurde. Die Stunde, vor der sich der Alte so sehr gescheut hatte, gieng also sehr glücklich vorüber. Burchhard machte sein Vermögen größer, als es wirklich war, und so meinte dann die Großmutter, brauchte es eben nicht sehr merklich zu werden, daß der Verkauf von Eilbergen aus Armuth geschähe. Nur war die Alte darüber verdrießlich, daß in Burchhards Hause alles Glück und Unglück immer so geschwind käme, ohne daß man ein Wort davon voraus wüßte. Wahrhaftig, man ist bei Ihnen, Herr Sohn, nicht einen Augenblick sicher, daß man nicht einmal kopulirt oder getauft ist, ohne es selbst zu wissen! Hier hatte denn nun Burchhard die Entschuldigung, daß er es selbst erst gestern Abend erfahren hatte, und so verdarb denn diesesmal die große Schnelligkeit die Heiterkeit der Alten nicht. Auch kam noch hinzu, daß seit der Abreise der Madame Seeburgen der Großmutter eine große

Quelle ihrer Unterhaltung fehlte. Zwar gieng es nie ohne Zanken ab, wenn die Tante und die Großmutter bei einander gewesen waren; allein diese Zänkereien waren vielleicht das beste an der Unterhaltung. Ludwigs Mutter war ein so sanftes Weib, daß es der Großmutter zu ihrem großen Aerger nie gelang, mit ihr in einen Streit zu gerathen. Sie gab bei dem zweiten Worte nach. So erwartete die Großmutter in der Stadt neue Unterhaltungsgegenstände, und sie fand deswegen den Verkauf des Gutes nicht so übel, als Burchhard es gedacht hatte.

Am andern Morgen sandte Burchhard eine Anzeige in die öffentlichen Blätter der umliegenden Städte von seiner Absicht, Ellbergen zu verkaufen, und lud die Kauflustigen über sechs Wochen ein, das Gut zu besehen, und die Kaufbedingungen zu erfahren. Welchen Lärm diese Anzeige in der Vaterstadt Burchhards machte, können sich nur die vorstellen, welche die Güte haben, sich der Frau Burgemeisterin noch zu erinnern. Warum? wie?

weswegen? man sandte die Mägde aus, sich zu erkundigen; man ließ sich zum Kaffee ansagen, und einige boshafte Vermuthungen abgerechnet, erfuhr man nichts. Burchhard kam eben so heiter zur Stadt, wie er sonst gekommen war. Endlich miethete er das kleine Häuschen seiner Mutter wieder, und nun giengs. Er war heraus. Armuth war es. Der stolze Narr! der Verschwender! der lüderliche Bursche von Sohn, hat in Pyrmont und allen Bädern gespielt, hat sich Maitressen gehalten, da ist das schöne Vermögen drauf gegangen. So gewonnen so zerronnen! Nun muß er in seinem Alter noch betteln gehn. Nun laß ihn mir kommen! Der alte stolze Narr!

Burchhard erfuhr von dem allen nichts. Er lebte auf seine Weise fort. Allein einen Morgen hatte er sein ganzes Dorf vor seinem Hause stehen. Sie verlangten ihn zu sprechen. Er ließ seine Bauern auf den Saal kommen. Es war eine rührende Szene. Die Bauern erkundigten sich mit sehr traurigen Gesichtern

nach der Wahrheit des Gerüchts, ob ihr lieber, guter Herr Ellbergen verkaufen wollte. Wie ihnen Burchhard ja antwortete, so entstand eine allgemeine Bestürzung unter den Leuten. Sie thaten ihm die großmüthigsten Vorschläge, Ellbergen zu retten; allein Burchhard schlug sie mit nassen Augen aus. Er stand zitternd vor Rührung unter den Hausvätern seines Dorfs. Sie drückten ihm die Hände, sie weinten, sie schluchzten. Einige boten ihm ihr ganzes Vermögen an, wenn ihn das retten könnte. Burchhard blieb standhaft bei ihren Anerbietungen, so sehr ihn auch ihre Liebe rührte, und wie sie endlich weg waren, so rief er: nun hab' ich überwunden, guter Gott!

Der Herr von Berghorn aber fühlte Ludwigs Verlust immer tiefer. Er hatte sich an den Jüngling gewöhnt, und Sellhoff ersetzte ihm den Verlust nicht. Sellhoff erfüllte pünktlich seine Befehle, lobte seine Großmuth, ohne aber selbst persönlichen Antheil an den Unglücklichen zu nehmen, denen er helfen mußte.

Ludwigs Herz fehlte ihm. Der Alte sah den Unterschied. Sonst stand Ludwig da, mit den brennenden Augen. Ein Händedruck war das ganze Lob, das Berghorn für einen geretteten Unglücklichen von ihm erhielt, oder eine Thräne im Auge, oder ein: Sie glücklicher Mann! Sellhoff stand da, und setzte ihm weitläuftig die Größe der Summe, die der glückliche erhalten hatte, und folglich die Größe seiner Großmuth auseinander, nannte ihn den edelsten aller Menschen, und redete den Augenblick nachher von der Jagd oder von dem Wetter. Sellhoff lobte ihn, und Ludwig zeigte ihm seine Achtung. Der Querkopf! rief der Alte hundertmal: und doch will ich wetten, daß er trotz dem verdammten Protokoll unschuldig ist! Er war unmuthig, er hatte Langeweile, und so eilte er schon einige Tage nach Ludwigs Abreise zu dem alten Prediger Grieshoff. Er steckte die Summe für das zweite Jahr zu sich. Wie er aber die Summe aufzählen wollte: da sagte ihm der alte Prediger, daß er jetzt seiner Unterstützung

auf keine Weise mehr bedürfe, weil er jetzt hinlängliches Vermögen habe. Man erzählte ihm die Begebenheit mit der Verschreibung, man zeigte ihm des alten Burchhards Brief, man zerfloß in Lobeserhebungen Ludwigs. Der alte Berghorn stimmte von Herzen mit ein.

Ich will meinen Kopf lassen, er ist unschuldig, murmelte er vor sich selbst. Er nahm Abschied, setzte sich zu Pferde, und nahm den Weg nach Ellbergen, um Ludwigen eine Ehrenerklärung zu thun, und ihn wieder mit sich zu nehmen. Er kam in der Stadt bei Ellbergen an, und da er sich nach Burchharden erkundigte, so hörte er zu seinem Erstaunen, daß Ellbergen verkauft werden sollte. Er erkundigte sich warum, und nun hörte er alle die widersprechenden Fabeln, die auf Burchhards Rechnung umher liefen. So gehts, erzählte ihm der Wirth: der Vater hat ein großes Vermögen. Man hat nie erfahren können woher? Genug, er hats. Nun kauft er da Ellbergen, heirathet ein Mädchen, mit deren Mutter er schon versprochen gewesen ist.

Nun gieng die Wirthschaft los. Sie glauben nicht, was der Mann wunderlich gelebt hat. Einen Sohn hat er, der dem Vater nichts nachgiebt. Aber er ist ordentlich zu allen möglichen Lastern erzogen. Da ist denn das schöne Geld geflogen. Erst hatte er ein Tischlermädchen, die schwängert er, und die ist nun draußen mit ihrem Hurkinde gewesen, wie ein Kind vom Hause. Denn das ist dem Alten ganz einerlei, ob sein Sohn ihm seine Hure ins Haus bringt oder nicht. Nun haben sie das Tischlermädchen endlich unter die Haube gebracht. — Hat sie der junge Burchhard geheirathet? — Nein, behüte! da ist so ein ehrliches Schaaf in Ellbergen. Müller heißt er, der hat sie nehmen müssen mit einem Stück Gelde. Nun gieng der junge Herr ordentlich auf Reisen, und spielte in allen Bädern, und duellirte sich, und soll auch jemand erschossen haben, um einer Maitresse willen. Da giengen wieder große Summen darauf, und da stellten sie allerlei Feste draußen an mit den Bauermädchen, und wie das so geht, das alles ko=

stet Geld. Endlich, der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, endlich meldet sich eine Person, man weiß noch nicht recht, wer, die hat der Alte um viele Tausende betrogen. Das ist nun ausgeklagt. Der Sohn hat selbst das Urtheil mitgebracht. Nun müssen sie vom Gute, und betteln gehn; so die Thaten, so der Lohn!

Berghorn sah den Wirth starr an. Ich meine, sagte er endlich: den alten Burchhard in Ellbergen. — Ganz recht; den meine ich auch. Diesen! Er gab ihm die Anzeige in dem Intelligenzblatt. Berghorn las. Er sah, daß wenigstens die Hauptsache richtig war. Er erkundigte sich näher nach allen Umständen, und er merkte wohl, daß Elisabeth die Person war die Burchhard um viele Tausende betrogen hatte. Betteln gehen? fragte er endlich: Betteln gehen? wie? der alte Burchhard? — Dahin wirds noch kommen. Zwar vorjetzt hat er sich noch hier ein kleines Häuschen gemiethet, wo er wohnen will; denn sie rechnen noch auf ein Mädchen für den lüderlichen Sohn, das

ein hübsches Vermögen hat: aber da machen sie die Rechnung auch ohne Wirth; denn die ist ganz und gar mit ihrer reichen Tante hier weggezogen, weil sie nicht einen Schritt vor die Hausthüre setzen durfte, so fiel der junge Mensch sie an.

So sehr auch Herr von Berghorn die Verläumdungssucht der Welt kannte; so wurde er doch irre, da er einen Theil dieser Gerüchte an mehreren Orten, und von biedern Leuten erzählen hörte. Er war entschlossen, Ludwigs Schuld oder Unschuld herauszubringen; er gieng zu dem Burgemeister, von dem das Protokoll unterzeichnet war, und wollte doch wenigstens über Marien belehrt seyn. Hier aber hörte er von der Frau Burgemeisterin nicht allein eine Bestätigung davon, sondern auch mit einem so unaufhaltbaren Flusse von Beredtsamkeit ein ganzes Verzeichniß der Laster und Lächerlichkeiten der beiden Burchhards, so daß Berghornen Sehen und Hören vergieng. Genug, Berghorn gerieth ein wenig mit seinem Glauben an Ludwigs Tugend in die Enge. Es gieng

ihm wie tausend Menschen, die im Allgemeinen der Welt keinen Glauben zutrauen, und doch im Einzelnen nicht gewiß sind, ob sie glauben sollen oder nicht. Er gieng zu Hause, er sann über den Handel nach. Ein Gefühl überwältigte das andere. Nein, bei Gott! es sey wahr oder nicht wahr; Noth soll er nicht leiden! Und wenn es nicht wahr ist, dachte er wieder: wenn er Ellbergen verkauft, um Elisabeths Verschreibung zu bezahlen, das ihm doch, selbst dem Geplauder des Wirths nach, als wahrscheinlich in die Augen fallen mußte, so bin ich verbunden, ihn zu retten. Es sprachen so viel Stimmen in seiner Brust für Ludwig, daß er den Wirth einen Narren hieß, wie er noch einmal anfieng, von dem jungen Menschen zu reden.

Er gab einem seiner Bekannten, den er in der Gegend hatte, den Auftrag, Ellbergen für ihn auf alle Fälle zu kaufen, aber ohne seinen Namen zu nennen, und ihm sogleich von allem, was die Burchhardsche Familie beträfe, sogleich Nachricht zu geben. Er reiste nach Hause zu-

rück, doch wenigstens davon überzeugt, daß Ludwig Mariens Verführer gewesen seyn müsse.

Herr Amtmann, so redete er Sellhoffen den andern Tag an: Sie kennen doch Ihren Freund genau. Lassen Sie uns jetzt nicht mehr von dem Tischlermädchen reden; allein sagen Sie mir doch aufrichtig, was glauben Sie von dem Charakter des jungen Burchhards? Sellhoff erröthete. Berghorn drang aber in ihn. Er vermuthete hier eine Bestätigung des Gerüchts, das er von Ludwigen gehört hatte, zu vernehmen; allein Sellhoff sagte mit bebender Stimme: Herr von Berghorn, dieser Burchhard, dieser Jüngling ist ... der alleredelste Mensch, den ich in meinem Leben habe kennen lernen, Sie ausgenommen. — Der alleredelste Mensch? Herr Amtmann! Sagen Sie mir endlich einmal die Wahrheit. Wie kann er der edelste Mensch seyn, wenn er Sie so hinterlistig, so schändlich verläumdet? — Sellhoff erblaßte und bebte.

Berghorn sah ihn starr an: Lieber Amtmann, ich sehe wohl, ich habe die Wahrheit von Ihnen nicht gehört. Aber wann wurde ich

betrogen, jetzt oder damals, da Sie mir sagten, er hätte Sie verläumdet? Sellhoff schwieg, Berghorn fuhr fort. Ich interessire mich für den jungen Menschen, besonders jetzt, da sein Vater sein Vermögen verloren hat, und er in den hülflosen Abgrund des Mangels versinken will. — Wie? fieng Sellhoff zitternd an: Burchhard hat sein Vermögen verloren? o gnädiger Herr, ich beschwöre Sie, helfen Sie, retten Sie! Sie retten den edelsten Menschen. — Ich will retten; beweisen Sie, daß er nur kein Schurke ist. — Glauben Sie mir, glauben Sie mir! Der Erdboden trägt keine großmüthigere Menschen, als beide Burchhards. Retten Sie! o ich beschwöre Sie, retten Sie meinen Freund!

Sellhoff, sagte Berghorn ernst und ergriff seine Hand: Aufrichtigkeit! — Verzeihung, Gnädiger Herr! Ja, ich bin der Elende, der ihn verrieth, der ihn verläumdete. Ich bin Mariens Verführer. Berghorn erstarrte. Und nun machen Sie, rief Sellhoff: mit mir, was Sie wollen. Ich war zum Elende verdammt!

Aber ich konnte das Ungeheuer nicht seyn, das ihn stürzte, da er mich so großmüthig rettete. Ja, ich will elend seyn, wenn ich ihn nur retten kann.

Ein Strahl von Freude stieg in Berghorns Auge. Er vergaß Sellhoffs Niederträchtigkeit über Ludwigs Unschuld. Endlich erfuhr er aus Sellhoffs unzusammenhängender Erzählung den wahren Vorgang mit dem Protokolle, und er schlug vor Bewunderung über Ludwigs Großmuth die Hände zusammen. Mann! sagte er zu Sellhoffen, und sah ihn durchbohrend an: Mann, den Engel konnten Sie verläumden? Guter Gott, wie war das möglich! Er verließ schnell das Zimmer. Sellhoff schwankte nach Hause, durch seine Reue über sein Geständniß jetzt eben so gemartert, als vorher durch die Reue über sein Verbrechen.

Berghorn gieng unmuthig im Garten auf und nieder. Schon war er Willens, wieder nach Ellbergen zu gehen, Ludwigen sein begangenes Unrecht abzubitten, und sein Vermögen zur Rettung seines Vaters ihm anzubieten:

allein ein Meer von Gedanken, eine Menge Plane, wie er das recht ausgezeichnet thun könnte, hinderte seinen vollen Entschluß. Er sann darauf, wie er Ludwigen aufs neue einen so hohen Triumph für seine Tugend schaffen könnte, als zu Pyrmont im Tanzsaal. Ihm fiel bei dieser Gelegenheit die regierende Gräfin von T * * * B * * * wieder ein, und sein Versprechen, das er ihr gegeben hatte, sie mit dem sonderbaren, jungen Menschen näher bekannt zu machen. Es war ihm eine Art von Ersatz für seinen Verdacht, der Gräfin von den Tugenden dieses jungen Menschen erzählen zu können. Er fieng einen Brief an, brach wieder ab: er ließ Sellhoffen noch einmal holen und ließ sich von Ludwig erzählen. Sellhoff vermuthete seinen Abschied, und hörte mit Erstaunen, daß er erzählen sollte. Er erzählte mit allem möglichen Enthusiasmus, den Verzweiflung und Hoffnung geben können. Wie es nun mit den Tugenden der Menschen ist: wenn man im Train ist, tugendhaft oder lasterhaft zu seyn, so ists als wenn eine Kugel herabläuft; sie gewinnt im Lauf

neue Stärke. Berghorn fragte Sellhoff noch einmal: aber Mann, wie konnten Sie diesen Engel verläumden? doch da er einmal im Zuge war so vergab er Sellhoffen seine Verläumdung in Rücksicht auf das erbauliche Geständniß, das er ihm gethan hatte, und er gieng wieder, um seinen Brief an die Gräfin zu vollenden. Er schrieb auch seinem Agenten, Ellbergen, um welchen Preis es sey, zu kaufen. Noch war er auf keine Weise bestimmt, wie er alles einrichten sollte.

Nach einigen Tagen erhielt er von seinem Agenten einen Brief, daß Ellbergen ohne ihn zu nennen für ihn gekauft sey, und daß, so viel er erfahren könnte, der alte Burchhard für seinen Sohn eine Stelle suche, die den jungen Menschen ernähren könnte. Die letzte Nachricht bestimmte Berghorns Entschluß. Was er sich vorher nie erlaubt haben würde, er wollte Ludwigen erst prüfen, ob er in dem Sturme der Leiden wohl ausdauren könnte. Er schrieb aufs neue an die Gräfin von T * * * B * * *, theilte ihr seinen Plan mit, und ersuchte sie, ihn zu

unterstützen. Die Gräfin antwortete ja, und Berghorn lächelte zufrieden mit sich selbst, und verbot Sellhoffen, sich auf keine Weise gegen Burchhard zu verrathen, welchen Antheil Berghorn an ihm nähme.

Unterdeß rückte in Ellbergen die traurige Stunde des Scheidens immer näher, und Burchharden wurde das Herz schwerer, als er geglaubt hatte. Der alte Rektor, der auf das erste Gerücht davon, heraus kam, konnte sich gar nicht zufrieden geben. Es war wundersam anzusehen, wie der alte Mann mit Augen, aus denen er die Thränen verdrängen wollte, und die doch immer wieder hervor quollen, und mit einer Stimme, die männlich und muthvoll seyn sollte, und die wie ein halbes Weinen klang, seinem alten Freunde die schönsten Sentenzen der Stoa vorsagte, ganze Stellen aus dem Seneka hersagte, und endlich damit beschloß, daß er wie ein Kind zu weinen anfieng. Liebster Freund rief er: muthig! muthig! denken Sie nur, Sie sind integer vitae, scelerisque purus; was kann Ihnen das Un-

glück thun? Sie nehmen ja Ihr Herz mit, und so können Sie sagen: omnia mea mecum porto! oder es kann es niemand auf Erden. Und dabei rollten dem Greise die hellen Thränen über die Wangen. Er nahm keinen Theil daran, daß Marie Müllern geheirathet hatte. Zuletzt sank er Müllern in die Arme, der ihn trösten wollte, und rief: o Solon! Solon! πρὸ τελευτῆς μακαρίζε μηδένα! und so lief er zum Zimmer hinaus, und in den Garten, wo er noch eine Stunde lang auf das Schicksal griechisch und lateinisch schalt.

Ludwig gieng ihm nach. Der Rektor bewunderte die Heiterkeit des Jünglings, und die Ruhe, mit der er den Verlust des Reichthums trug. Auf einmal fiel dem alten Manne seine Rhode ein, und ein Gespräch, das Madame Seeburgen mit ihm über Rosen und Ludwig geführt hatte. Wie ist denn das, mein Sohn? da fällt mir in die Gedanken, daß meine Rhode dir ja einmal bestimmt gewesen ist. Man hat mir freilich nachher von einem Rath Lauter gesagt, welchen Rath Lauter auch bei

mir gewesen zu seyn, und um meinen väterlichen Konsensum nachgesucht zu haben, ich mich erinnere. Wie ist das damit? Nicht wahr? die Sache ist wieder bei meiner Tochter res integra? wenigstens weiß ich nicht, daß ich bei ihren Hymenäen zugegen gewesen. — Sie ist noch unverheirathet, Herr Rektor. — Recht! Nun? — Herr Rektor, ich verstehe Sie nicht. — Liebst du denn meine Rhode nicht? Antwort? — Von ganzer Seele; aber was hilft mir das? — Hm! aber Rhode, liebt die dich? — Ich hoffe es. — Nun, junger Mensch, so gehe hin und frage sie, damit du es wissest, und weißt du es, so sey meiner Einwilligung gewiß. — Ludwig erröthete vor Freude, doch wurde sein Auge sogleich wieder finster. Herr Rektor, ich bin arm. — Aber redlich. — Ich kann keine Frau ernähren. — Hm! wenn ihr mich nicht damit belästigen wollt, so will ich meiner Tochter ihrer Mutter Vermögen auszahlen. Allein das sag ich zuvor, daß ich keine Unruhe davon habe. Die Seeburgen wird wissen, wie viel es

ist. Ich hoffe, es soll für euch beide reichen. — Herr Rektor! — Nun? Deutsch weg! — Der Mann muß sein Weib ernähren, nicht das Weib den Mann. O Gott, Herr Rektor, Sie geben meiner Seele wieder neuen Muth. Ich liebe Rosen unsäglich. O theurer Vater, behalten Sie mir diese gütige Gesinnung, bis ich Brodt habe. — Haben werde, mein Sohn; das Futurum! Recht gern! recht gern, wenn Rose auf dich warten wird. — Rose, mein Vater, wird warten, und wenn Sie einmal mit Rosen darüber reden wollten? — Recht gern; aber was soll ich ihr sagen? Mein Sohn, bekannt muß es nicht werden. Dein Vater muß es höchstens noch wissen, sonst niemand. — Die Tante Seeburgen, denk ich, auch, und Rose. — Τὶ φῄς? λαθεῖν ζητῶν τὶ πρὸς γυναῖκα ἐρεῖς τὸ πρᾶγμα? καὶ τὶ τοῦτο διαφέρει, ἢ πᾶσι τοῖς κήρυξιν ἐν ἀγορᾷ φρᾶσαι? wie Stobäus sagt. — Das heißt auf Deutsch, Herr Rektor? — Eine Sache verheimlichen wollend sagst du einem Weibe? das ist eben so viel, als hättest du sie von allen Herolden

auf dem Markte ausrufen lassen. Das ist nichts. — Lieber Vater, die Tante wird aber dann Rosen verheirathen. — Ohne meinen Willen? — Ohne Ihr Wissen. — Ja; aber wenn das ist, so sind wir beide unschuldig. — Aber ich unglücklich. — Auch wahr. Quid tunc? — Ja, wenn Rose bei Ihnen lebte. — Recht, sehr recht! Dann müßte ich doch davon wissen, wenn etwa meine Schwägerin auf so etwas fiele. Recht! recht! Aber wie ich sage, lärmt mir die Seeburgen die Ohren voll, dann werde ich sie an Dich verweisen, und wird Rose heirathen wollen, so . . . doch das war ja conditio sine qua non. — Das letzte, Vater, nehme ich auf mich. — Also geschwiegen, wie ein Pythagoräer; denn das Geklatsche der Stadt ist mir zuwider, mehr als das Bellen des Cerberus. Laß also dein Symbolum den Harpokrates seyn!

Der alte Mann ließ Ludwigen voll neuer und schöner Hoffnungen zurück. Burchhard machte nun alle Anstalten das Gut, so bald als ein Käufer sich fand, verlassen zu können,

und der Käufer, der Agent des Herrn von Berghorn fand sich bald. Burchhard empfieng die Summe, und trat nun feierlich das Gut ab. Er packte sogleich die Schuld ein und sandte sie an den Prediger Grieshof. Das übrige Geld ließ er auf dem Gute stehen. Alle Veranstaltungen waren getroffen, und die Stunde da, wo er das Gut verlassen mußte. Burchhard bat seine Mutter und seine Frau, spatzieren zu fahren. Er selbst faßte Ludwigen an und gieng mit ihm in die Stadt, nach seiner ehemaligen Wohnung. Nach einer Viertelstunde war auch der Wagen mit den beiden Weibern da. Burchhard hob sie aus dem Wagen, führte sie in das kleine Zimmer, und die Großmutter fand da einen wohlbesetzten Tisch, den Rektor, Müllern und seine Frau. Die Großmutter fieng zwar an ihre Verwunderung zu bezeigen; allein Burchhard, ganz in seinem alten Tone, sagte, Mama, die Suppe wird kalt. Setzen Sie sich! Sie sind hier in Ihrer alten, und jetzt in Ihrer neuen Wohnung! Du lieber Gott, Herr Sohn, da komm

ich doch gerade wieder hier ins Haus als ich heraus gekommen bin. Zu Wagen, und ohne daß ich ein Wort davon weiß. Lieber Himmel, ich habe ja noch nicht in Ellbergen Abschied genommen. Geben Sie Acht, Sie kommen noch einmal durch einen schnellen Tod von der Welt! — Soll mir lieb seyn, Mama; ich hasse das Abschiednehmen. — Gott behüte, Sie sind ein Unchrist. Bis auf die gewaltige Schnelligkeit, mit der die Mama emigrirt war, war sie doch ganz zufrieden; denn Herr Burchhard hatte rechte gute Möbles in das Häuschen besorgt, und es gab heute drei Schüsseln, und guten Ungarwein.

Herr Burchhard schenkte fleißig ein, und seine heitere Laune machte sie alle fröhlich. Marien brachen aber doch die Thränen heimlich hervor; sie machte sich kleine Geschäfte, und so merkte niemand, daß sie weinte. Man gieng, und die neuen Bewohner des Hauses schliefen die erste Nacht alle vier sehr ruhig unter dem kleinen Dache. Am andern Morgen gieng Burchhard noch einmal nach Ellbergen.

Er versammelte die Gemeinde, sagte ihr mit nassen Augen Lebewohl, schloß Müllern und Marien in die Arme, und nun drehete er sich ohne noch ein Wort zu sagen um und gieng. Niemand hatte geredet: zwanzig Bauern wollten reden, der Schmerz erstickte die Stimmen; zehnmahl hatte Burchhard angefangen; es gieng ihm eben so. Eine Szene, wo allein das Herz durch Thränen, bedrängte schwere Blicke, Seufzer und einzelne Worte redete, was Dankbarkeit, Liebe und Schmerz nur rührendes haben!

Nun bin ich ganz Euer, meine Lieben! sagte er, wie er in das enge Stübchen zu seiner Frau und Mutter trat. Er setzte sich zu ihnen, war so heiter, so fröhlich, so scherzhaft, scherzte so anhaltend mit der Mutter, und erzählte ihr so viel neues aus der Stadt, daß die alte Frau gestand, sie wäre nie so vergnügt in Ellbergen gewesen als hier. — Und das sollen Sie bleiben! setzte Burchhard hinzu. Den Mittag erschien eine Schüssel zwar; aber Burchhard war so tief mit Ma-

ma in Familiengeschichten verwickelt, daß sie erst beim Abnehmen des Tischtuches merkte, daß nur eine Schüssel und kein Wein dagewesen sey. Sie war aber in diesem Augenbl cke auch so guter Laune, daß sie unmöglich mehr sagen konnte als: Lieber Herr Sohn, Sie sind alle Mittage ein Glas Wein gewohnt. Wenn es auch die Leute nicht erfahren, so werden Sie sich doch den Magen schwächen. — Mütterchen, wir wollens durch Heiterkeit wieder ersetzen.

Burchhard hielt Wort. Er war den Tag über so heiter, daß Frau und Mutter nicht wußten, wo der Abend schon her war. Ludwig gieng ab und zu. Jeder Tag, den er noch ohne Geschäft in seines Vaters Hause zubringen mußte, schien ihm Hochverrath an Rosens Liebe, und an seines Vaters kleinem Vermögen. Wenn er die Thüre öffnete, so trug er zwar ein heiteres Gesicht mit herein; allein die Falten des Kummers waren noch nicht einmal geglättet, und wenn ihm der Kummer zu stark wurde, so gieng er wieder hinaus.

Sein Vater vertröstete ihn auf eine baldige Antwort des Regierungspräsidenten, an den er seines Sohnes wegen geschrieben hatte, ihn im kameralistischen Fache anzustellen. Ludwig wäre herzlich gern nach Braunschweig gereist, um wo möglich Rosen zu sehen; nicht, sie zu sprechen. Allein er unterdrückte den Wunsch, so heftig er auch war. Er befürchtete, er möchte Geld kosten.

So waren einige Tage hingegangen. Einen Abend saß die ganze Familie in der Dämmerung bei einander im Zimmer. Der Vater erzählte von seinen Reisen, Ludwig war mit seinen Gedanken bei Rosen. Da pochte es leise an die Stubenthür. Herein! rief die Großmutter. Langsam öffnete sich die Thüre. Ein Mädchen trat zitternd und furchtsam herein, und verbeugte sich mit einem Seufzer. Guten Abend, lieber Vater! — Rose! Rose! riefen alle vier zugleich. Ludwig war aufgesprungen, und Rose lag laut weinend in seinen Armen.

Sie

Sie war es wirklich. Rose, die treue, die liebende Rose war es. In einer kummervollen Einsamkeit hatte sie in Braunschweig gelebt, noch immer der Gegenstand der Zänkereien ihrer Tanten, und nun von Ludwigen so ganz verlassen, das Opfer ihres treuen Herzens. Ihre Thränen sah nur die Nacht, ihren Kummer die Einsamkeit. Sie mußte ein freundliches Gesicht heucheln, wenn sie zu ihren Tanten kam. Von Zeit zu Zeit mußte sie sogar auch noch immer den verhaßten Rath Lauter um sich sehen. Ach! tausendmal war sie willens gewesen, dem alten Burchhard ihr Leid zu klagen, und ihm alles, was sie auf dem Herzen hatte, zu gestehen. Ludwigs so gänzliches Stillschweigen hielt sie immer zurück. Sie hörte nicht ein Wort von ihm, sie hörte seinen Namen nicht mehr nennen. Auch die allerfeinste Wendung, die sie im Gespräch nahm, etwas von ihm zu erfahren, wurde aufgespürt, und man neckte sie mit ihrem treuen Herzen. Die Tante Seeburgen war unversöhnlich von der Großmutter beleidigt, und sie begriff nicht, wie

Rose selbst so ruhig bei dieser Beleidigung bleiben konnte, die sie doch eigentlich allein betraf. So lebte Rose in der beständigen Folter dieser beiden gutmüthigen Frauen; beständig erinnert, daß eine alte Jungfer das allerunglückseligste Geschöpf wäre, und dennoch mußte das arme Mädchen es dabei lassen; denn wie durfte sie noch sagen, daß sie noch jetzt heimlich auf Ludwigs Hand hoffte? Sie schwieg, und ihr Herz zog sich in sich selbst zusammen. Sie wurde verschlossen, heimlich, und Ludwig fuhr dabei nicht übel. Aus Eigensinn, aus Trotz fieng sie an mit seinem Bilde sich zu beschäftigen, wenn es auch nicht ihr Herz gethan hätte; aber nun wurde ihre Liebe auch so furchtsam, daß sie sich nie damit hervorwagte. Sie wurde eine Schwärmerin. Sie war am liebsten allein; denn da hatte sie doch die Freiheit von ihm zu träumen, an ihn zu denken, ganze Romane in ihrem Stübchen mit ihm zu spielen, von denen sich die Tanten nicht das mindeste träumen ließen.

Da saß sie den ganzen Morgen mit ihrem Strickzeuge, und dachte an ihn. Ludwig wurde

ein großer Mann: tausend der schönsten Mädchen wurden ihm vorgeschlagen, er schlug sie aus und blieb seiner Rose treu. Dann sah sie ihn wieder an der Thüre, wie den Abend vor ihrer Hochzeit, wie er mit dem todtenblassen Gesicht, so zitternd dastand, ihr die Arme entgegen breitete. Dann dachte sie sich todtkrank, Ludwig hört es, fliegt herbei; es ist zu spät. Sie will sterben, er verzweifelt. Ein Wunder rettet sie, und sie wird seine Frau. Dann brennt das Haus; Ludwig ist glücklich da, dringt durch Flammen und Rauch, und rettet Tanten und Rosen, und die Tante bittet nun Rosen selbst, ihm ihre Hand zu geben. So träumte sie, so schuf sie sich ihre Welt in der sie glücklich war, aus ihrer Liebe hervor, und sie war wirklich glücklich in ihrer tiefen Einsamkeit mit Ludwigen.

Es hat wohl nie einen Menschen auf der Welt gegeben, dem die Welt so wenig angieng als Rosen. Sie nahm an nichts mehr Theil; selbst die Romane waren ihr geschmacklos; denn die Romane, worin sie und Ludwig die Haupt-

figuren machten, und die ihre Phantasie ausbrütete, waren ihr tausendmal unterhaltender. Sie las nichts mehr, ausser den Artikel im Intelligenzblatte aus ihrer Vaterstadt, der Ellbergen betraf. Das war ihre einzige Lektüre, und einen solchen Artikel konnte sie stundenlang lesen, und wieder lesen, wenn sie nicht beobachtet wurde, und das Zeitungsblatt diente ihr gewöhnlich wieder zu der Schöpfung eines neuen Romans. Sie glaubte sich durch den Namen Ellbergen noch mit Ludwig verbunden. War also Anzeigentag, so war Rose gewiß unten, stellte sich unbefangen ans Fenster, sah auf die Gasse, und horchte mit aller Kraft auf die Tante, welche das Blatt las. Es fiel doch hin und wieder ein Wort von Ellbergen vor.

So stand sie auch einen Morgen am Fenster, und strickte; die Tante las. Auf einmal rief die Tante: du großer Gott! was ist das? Rose drehete sich um, und sah die Tante bestürzt an; denn was konnte die Tante anders lesen als den Artikel von Ellbergen? Rose, fuhr die Tante fort: Burchhards verkaufen Ellbergen.

Rose wurde todtenbleich. Sie erschrack, daß sie zitterte, und wußte doch nicht worüber. Die Tante setzte die Brille wieder auf, und las wieder, schüttelte den Kopf, sagte: hm! hm! Rosen schien das ein Todesurtheil zu seyn, und doch wagte sie nicht ihre Tante um die Ursache ihres fürchterlichen Kopfschüttelns zu fragen. Aber das Kopfschütteln gieng Rosen durch Mark und Bein. Verkaufen; wegziehen! das waren die beiden Ideen, die sich sogleich an einander knüpften. Wegziehen und nie wiedersehen! war eben dasselbe. Ihre ganze Seele war aus ihrer Stelle gerückt; denn wo sollte sie sich Ludwigen nun gedenken? Ellbergen war der Schauplatz aller ihrer Romane; diesen Schauplatz hingeben hieß die ganze Seele mit weggeben. Verkaufen, wegziehen, und Ludwig auf ewig nicht wiedersehen! die drei Gedanken jagten sich in ihrer Seele, daß ihr schwindelte. Und da saß die Tante, las, und blätterte, und erklärte sich über nichts. Endlich legte sie das Blatt auf den Tisch. Da ist gewiß dem Alten wieder einmal eine sonderbare Grille durch den Kopf gefahren, und nun

geht er vielleicht wieder hin nach seinen Malabaren oder Hottentotten! Nun meinetwegen. Ich will ihn nicht halten! Die Seeburgen verrieth sich doch ein wenig, daß ihr der Verkauf des Gutes nicht gleichgültig war.

Rosens Vorstellung wurde durch diese Worte bestimmt. Ludwig geht zu den Malabaren, ans Ende der Welt, und ich bin verloren! Sie schwankte auf ihr Zimmerchen, und hier weinte sie die ängstlichsten Zähren ihrer ewigen Trennung von Ludwig. Sie gieng ängstlich hinab und wieder hinauf. Sie glaubte, die Tante würde doch endlich mehr wissen. Sie nahm heimlich das Blatt, und las. Da stand es so kalt, ohne allen Trost für sie, selbst ohne alle Vorbereitung auf den Schrecken, ohne alle Erklärung, warum? die ihr doch so nöthig war. Sie beschuldigte sogar den alten Burchhard der Grausamkeit, sie verschonte sogar Ludwigen nicht. Es schien, als hätte man den ganzen Artikel ihretwegen eingerückt, um sie zu erschrecken. Sie war jetzt unablässig unten, um nähere Nachrichten zu hören. Man redete über

den Verkauf, allein mit einer solchen Kälte, daß sie es nicht wagen mochte, mit ihrem brennenden Herzen nur eine von den Fragen zu thun, die ihr so nahe lagen. Sie schwieg und horchte mit großer Angst.

Endlich kam ein Brief von dem Verwalter der Tante. Gottlob! sagte die Tante, wie sie die Aufschrift besah: nun werd ich doch hören, warum Burchhard . . . Rose that einen Satz von zwei Schritten gegen die Tante hin. Ach! warum? Tante? fragte sie, und rieb sich die Hände vor Angst. Die Tante öffnete den Brief, las, das fürchterliche Kopfschütteln gieng wieder an, und vermehrte sich so, daß Rose aufschrie: Herr Jesus, Tante! sind sie schon fort? Mädchen, was ficht Dich an? fragte die Tante. Die armen Leute! da, lies mir den Brief vor. Rose zitterte so heftig mit den Händen, daß sie keinen Buchstaben sehen konnte. — Mädchen, was hast Du in aller Welt? — Ach, Tantchen! — Sey doch ruhig! ich will ihn Dir ja vorlesen. Sey doch nur ruhig. So schlimm ist es nicht. — Schlimm? Tante, ist er todt? —

Mädchen, was schwatzest Du? der Verwalter schreibt mir, daß Burchhard das Gut verkaufte, und wie man sagte, schon verkauft habe, weil er, wie die Leute sagen, durch die unsinnigen Verschwendungen seines Sohnes ganz herunter gekommen ist, und weil sich eine Person gefunden haben soll, der der alte Burchhard wider sein Vermuthen auf einmal eine große Summe bezahlen mußte, um es nicht zu einer Klage kommen zu lassen, von der er wenig Ehre haben würde. Der Verwalter setzte noch einige einzelne Umstände hinzu, aus der er eine große Noth vermuthete; nämlich Burchhard verkaufte sogar alle seine kostbaren Hausgeräthe, Wagen und Pferde, dankte seine Bedienten ab, und so weiter.

Das alles las die Tante Rosen vor, und durchwebte es mit allerlei Anmerkungen, die Rosen durchs Herz giengen. Siehst du nun, Rose, was ich dir tausend Mal vorher gesagt habe; so mußte es bei den tollen Verschwendungen kommen. Wenn du nun Ludwigs Frau wärest, so müßtest du nun mit ihnen ins Elend

ziehen. Der junge Mensch hat nichts gelernt, wovon er dich ernähren könnte, und wenn er auch noch irgendwo ankäme, so wird er doch durch seine Wunderlichkeit es bald dahin bringen, daß sie ihn wieder wegjagen. Uebermuth thut niemals gut. Da hat er nun dem jungen Menschen in den Kopf gesetzt, nach niemanden zu fragen, sich an niemanden zu kehren; nun wollen wir sehen, ob der Alte nicht noch oft bereuen wird, daß er es so gemacht hat.

Und hierin hatte die Tante Recht: denn für nichts war der alte Burchhard bei seiner jetzigen Lage besorgter, als für seinen Sohn. Er sah es voraus, daß er sich nie recht in irgend ein Verhältniß des Lebens schicken würde; er sah es voraus, daß er sich nie so weit resigniren würde zu Schurkereien zu schweigen, und er sah eben so gewiß voraus, daß das kleine Vermögen, wenn er es auch seinem Sohne zurückließe, um unabhängig davon zu leben, bald verloren seyn würde; weil Ludwig nur ein Paar Menschen treffen dürfte, die un-

glücklicher wären als er, und denen er mit seinem Vermögen helfen konnte, so gab er es weg. Das alles sah der Vater voraus, und oft versank er, wenn er seinen Sohn ansah, in den beunruhigenden Zweifel, ob er recht gethan habe, ihm ein so zartes Gefühl sowohl für die Leiden der Menschen, als auch gegen ihre Vorurtheile, Ungerechtigkeiten und Narrheiten gegeben zu haben.

Rose hörte das zwar alles von der Tante an; sie konnte auch nichts Erhebliches dagegen einwenden; sie sah sogar ein, daß die Tante nicht Unrecht haben mochte: allein es war ihr, als ob man ihr diese Vorwürfe gemacht hätte, und sie seufzte: ach Tantchen! Sie wußte selbst noch nicht, was sie nun denken und wollen sollte. Die Idee des Wegziehens verlor sich, und dafür trat die Vorstellung des armen Ludwigs in die Stelle. Der arme Ludwig war doch nicht so gefährlich, als der entfernte Ludwig, und da sie eigentlich mit dem Worte arm keine andere Idee verband, als nur ein min-

derer Reichthum, und die ganze Vorstellung gar kein Hinderniß gegen ihre Verbindung mit Ludwig mit sich zu führen schien, so wurde sie sogar ein wenig beruhigter. Mit dem Seufzer, ach Tantchen! gieng sie in ihr Zimmerchen, und ihre warme Phantasie fieng sogleich an, die neue Vorstellung: der arme Ludwig, zu bearbeiten. Sie träumte sich reich, sie kaufte nun um jeden Preis heimlich Ellbergen; sie kam in der Pracht einer Königin auf das Dorf, wo Burchhards wohnten, hingefahren; sie sank in Ludwigs Arme, in des Vaters Arme. Sie wollte jetzt die Großmutter mit ihrem Reichthume demüthigen; allein in Ludwigs und Burchhards Armen fielen ihr die goldnen Kleider wie ein Luftgewebe ab, und sie stand da in ihrem einfachen weißen Kleidchen, worin Ludwig sie so gern sah, und sie bat um Ludwigs Hand, als ob sie die Arme und Ludwig der Reiche wäre. Dann gab sie heimlich Ludwigen einen ungeheuren Reichthum, und er erschien wieder mit neuem, verdoppeltem Glanz in Ellbergen, und die Tante dankte dem Him-

mel, daß Ludwig endlich kam, und Rosen abholte.

So schwebte sie in dem luftigen Reiche ihrer bunten Phantasie umher, half auf tausenderlei Art der armen Familie wieder auf, und Burchhards hätten vor Hunger sterben können, ohne daß Rose einen Schritt ihretwegen gethan hätte, so sehr sie sich auch ihretwegen abmattete. Bestehen doch die meisten Tugenden des Menschen aus nichts mehr, als aus Träumen und Vorsätzen, gerade wie Rosens Hülfe! Der Zustand der Burchhardischen Familie war ihr noch nicht gehörig detaillirt, als daß sie mehr als diesen träumenden Antheil hätte daran nehmen können. Nach einigen Tagen erhielt die Tante einen neuen Brief von dem Verwalter. Die Tante las ihn und ihr Auge benetzte sich mit Thränen. Rosens Herz pochte bei diesem Anblick, als wollte es die Schnürbrust durchschlagen. Lieber, guter Gott! sagte die Tante, und schlug den Brief zu: das geht mir doch nahe! Sie haben alles verloren, die guten Burchhards! Das hätte ich

doch nicht gedacht. Stell dir vor, Rose . . . Rose trat ängstlich auf die Tante zu . . . stell Dir vor, sie wohnen jetzt in dem kleinen Häuschen, wo der alte Burchhard mit seiner Mutter sonst gewohnt hat, zur Miethe, und haben das liebe Brod nicht im Hause, und wissen nicht, wovon sie leben sollen. Du lieber Gott! — Ach, Herr Jesus, Tante! schrie Rose laut auf; und wurde bleich und kalt. Sie sah mit wilden herumfahrenden Blicken hin und her; sie rührte die Finger schnell, als ob sie hin und hergriff. Schnelle Seufzer stiegen aus ihrer Brust herauf, als ob sie einen hohen Berg herauf gelaufen wäre. Die Vorstellungen von dem Elende der Burchhards wurden nun schnell so lebhaft, die Angst nach Hülfe so drückend, daß ihr ganzes Wesen in Aufruhr war. Sie sah Ludwigen schon bleich und sterbend auf Stroh da liegen. Ihre Phantasie, die seit Monaten so geübt war, mahlte das Bild zum Erstaunen lebendig aus. Sie stand, sie zitterte, sie ließ ein Paar Schritte, sie rang die Hände, ihre Blicke verwirrten sich,

ihre Worte. Die Tante sprang sauf, faßte sie in ihre Arme, und rief ihr in die Ohren: Rose! Rose! lieber Gott, Rose! sey ruhig! Herr Gott, über das Mädchen! Rose, so höre doch! ich will ja helfen! Aber Rose hörte nicht.

Ludwig, ich komme! rief sie auf einmal gewaltig: ich komme, Ludwig! und mit den Worten wollte sie zur Thüre hinaus. Die Tante hielt sie, und rief um Hülfe. Man kam; man hielt Rosen, und wie sich Rose wieder besann, so begriff sie nicht, warum sie die Tante bei dem Rocke, die Kusine bei dem einen Arme und die andere Tante bei dem andern Arme hielte. Herr Gott! sagte die Seeburgen mit einem tiefen Seufzer: was man für Noth mit dem Mädchen hat! ich hab ihr fast den Rock abreissen müssen! — Und die Arme hat sie voll blauer Flecken! — Aber mein Gott, fragte die Kusine: was wollte sie denn? — Die Tante schämte sich es zu sagen, und Rose war tief in ihren Träumereien versunken; und weil das Gespräch, von dem sie

nichts Bestimmtes hörte, wie das Summen von Bienen, sie betäubte, so gieng sie zur Thüre hinaus und auf ihr Zimmer.

Die Tante, die es nicht wollte merken lassen, daß Rose hatte weglaufen wollen, sah ihr ängstlich nach, und gieng, wenn sie nur einen Fußtritt auf der Treppe hörte, hinaus, um Rosen aufzuhalten, wenn sie weg wollte. Die Tante Rehbergen und die Kusine sahen wohl, daß etwas vorgefallen war; sie redeten auch mit der Seeburgen eine ganze Stunde darüber, und immer noch blieb es unerklärt, warum man Rosen blaue Flecken gedrückt hatte. Rose saß indeß allein. Sie überlegte sich alles, wenn man das überlegen nennen kann, wenn das Herz nur den Verstand als einen Bedienten gebraucht, der nicht eher erscheinen darf, als bis ihn der Herr ruft. Ihre Ideen hatten aber doch jetzt eine Bestimmtheit erhalten, die sie vorher nicht hatten. Sie fühlte es, daß sie zu Ludwigen wollte, mußte, was es auch kosten könnte und mögte. Sie hatte zwar ohne es selbst zu wissen gerufen, ich komme, Lud-

wig! allein von dem was die Angst gethan hatte, wußte ihr Herz, selbst nach einer Rücksprache mit ihrem Verstande, nichts zu verbessern. Sie stand auf, sie rief, und hielt die schönen Hände hoch in die Höh, als ob sie es dem lieben Gott angelobte: ich will hin! ich muß hin! Ludwigen leiden zu lassen, ohne bei ihm zu seyn, das war ihr ganz unmöglich. Dann setzte sie sich wieder nieder, und sann, wie sie hin wollte, und was sie bei ihm wollte. Bei dieser ganzen Ueberlegung kam nun gar nichts heraus. Die Tante, sah sie wohl, würde ihr den Wagen nicht geben; zu Fuße? auf der Post? dazu war sie doch trotz ihrer Liebe zu furchtsam. In der Verzweiflung fiel ihr sogar der Rath Lauter ein. Sie kam nicht heraus: aber gleichwohl, ich muß hin! rief sie noch einmal. Mit dem andern Punkte, was sie bei ihm wollte, kam sie geschwinder zu Stande; weil sie gar nichts angeben konnte. Sie flog darüber hin: ich muß hin! rief sie zum dritten Male. Und sie holte ein Köfferchen aus ihrer Schlafkammer hervor, und fieng an

ihre

ihre Sächelchen einzupacken, um fertig zu seyn, wenn sie auch zu Fuße gehen sollte, ohne mit einem Gedanken daran zu denken, daß ihr dann der Koffer ganz unnütz seyn würde.

Ueber dem Einpacken kam die Tante dazu. Rose merkte sie nicht, sie packte ein Kleid nach dem andern ein, und benetzte jedes Stück mit ihren Thränen. Die Tante sah nun wohl daß es Rosens Ernst war. Sie nahm in dem Augenblick ihren Entschluß. Sie kannte Rosens Furchtsamkeit. Sie faßte also das Herz, Rosen anzufahren, und so die tolle Reise zu hindern. Rose, fieng sie auf einmal an, und mit einem barschen Tone: ich befehle Dir wieder auszupacken. Rose hörte das, sah sich um, schlug geschwind den Deckel des Koffers zu, zog den Schlüssel ab, und steckte ihn in die Tasche. Dann drehete sie sich zu der Tante um, und sagte mit einer Entschlossenheit, die der Tante den ganzen künstlichen Muth nahm: Tante, ich will wahrhaftig hin! ich muß hin! ich will hin! ich muß hin! Das Ich will hin! ich muß hin! kam so geschwind hinter einander, und Rose sah da-

bei aus, wie ein kleiner Barbar, und focht dabei so übermäßig mit den Händen, daß die Tante sich ein wenig zurückzog. Aber sich ganz ergeben konnte die Tante doch auch nicht. Sie sagte etwas sanfter, aber noch immer entschlossen genug, um Rosen bei einer jeden andern Gelegenheit zum Stillschweigen zu bringen: ich gebe Dir meinen Wagen nicht! — So geh ich mit der Post. — Du hast kein Geld. — So geh ich zu Fuß; ich muß hin! — So lasse ich Dich einsperren, Rose. — So spring ich zum Fenster hinaus.

Rose machte eine kleine Bewegung bei diesen Worten ans Fenster hin; die Tante fiel Rosen in die Arme, und drängte sie vom Fenster weg, und machte geschwind das eine Fenster, das offen stand, zu, und Rose, die nicht begriff, ob nicht gar die Tante zu Gewaltthätigkeiten schreiten wollte, wischte hinter der Tante Rücken zur Thüre hinaus, und lief die Treppe hinunter. Sie hatte auf einmal ihren ganzen Muth verloren. Die Tante hatte ihn durch die Drohung Rosens, zum Fenster hinaus zu springen,

eben so sehr verloren, wie Rose. Da nun Rose zur Thür hinaus lief, so kam die Tante auf die Idee, sie wollte jetzt davon. Sie also eben so schnell hinterher. Das Gepolter auf der Treppe zog die andere Tante und die Kusine auf die Hausflur. Die Tante, die nicht so geschwind die Treppe herab konnte, rief aus vollem Halse: Rose! Rose! wir wollen hin! liebe Rose! wir wollen hin! Rose hörte das, sie stand auf der untersten Stufe still. Sie kehrte wieder um, und gieng mit der Tante wieder auf ihr Zimmer. Jetzt fieng die Tante an, sich näher zu erkundigen, was Rose denn eigentlich bei Ludwigen wolle, und nun sah es hier wieder so armselig um Rosens Antworten aus, daß die Tante gern ihr Wort zurückgenommen hätte, wenn nicht Rose zum Unglück wieder an dem offnen Fenster gesessen hätte.

Gut, wir wollen hin, Rose; sagte die Tante: nur das versprich mir! daß Du nichts ohne meinen Rath thun willst. Das versprach Rose, und auf einmal waren die Schwierigkeiten ihrer Hinreise aus dem Wege geräumt. Der Wagen

stand mit vier Pferden den andern Morgen vor der Thüre, und Rose war so froh, als ob sie ein Königreich mit Ludwigen zu theilen hätte, da sie sah, daß man ihren Koffer aufband. Alles was sie an Werth hatte, steckte sie in die Tasche, sogar die Geschenke von dem Rath Lanter, die sie endlich angenommen, und die sie sonst immer abseite gelegt hatte; die goldne Uhr, einige Ringe, vertrugen sich jetzt freundschaftlich mit ihren goldenen Ohrringen, und einem silbernen Schreibzeuge, das von ihrer Tante war, einer goldenen Schnürnadel und Pudermesser in ihrer Tasche. Auch war ihr ganzer Geldvorrath dabei, den sie noch durch einen Darlehn von ihrer Kusine vermehrt hatte. In ihren Haaren steckten alle silbernen Flitternadeln, die sie hatte, und sie hatte sich heimlich noch ein Paar hübsche zinnerne Schnallen gekauft, weil ihre silbernen bestimmt waren, Ludwigen vom Hungertode zu befreien. So mit der einen hoch aufgestopften Tasche, auf die sie stets vorsichtig die Hand legte, stieg sie in den Wagen. Das arme Kind war so besorgt für Ludwigen gewe-

sen, daß sie sogar in Versuchung gekommen war, ihrer Kusine allerlei von Werth mitzunehmen und wie sie ihr Zimmer verlassen mußte, so flogen ihre Augen mit einer solchen Habgier auf dem Zimmer umher; die heilige Gerechtigkeit, wenn sie auspfändet, muß nicht habsüchtigere Augen haben, als Rose sie hatte.

Nun gieng die Reise nach Ellbergen. Je näher Rose dem geliebten Ellbergen kam, desto ängstlicher wurde sie. Die Tante saß und schmollte; denn sie hatte jetzt erst recht überlegt, daß sie ihr ganzes Ansehen vergeben hatte. Sie fieng an zu überlegen, daß Ludwig jetzt gar keine Partie für Rosen seyn könnte. Denn, dachte sie, wie lange kann das Vermögen bei seiner Art zu denken dauren, das ich ihnen einmal hinterlasse? Das Mitleiden mit Burchhards, die alte Liebe arbeitete wohl in ihrem Herzen; allein Rosens Vortheil überwog doch bei weitem diese natürlichen Gefühle. Gut! fieng sie auf einmal an: ich reise mit Dir nach Ellbergen; aber das sage ich Dir, Rose, komm nicht etwa auf den Gedanken Ludwigen zu hei-

rathen: denn sonst zieh ich meine Hand ganz von Dir ab, gebe mein Vermögen der Ehrenbreiten, und Du magst mit ihm in die Welt umherziehen und betteln gehen. Rose griff die letzte Idee auf. Mit Ludwig in der Welt umherziehen! Noch hatte Rose an keine nähere Verbindung mit Ludwigen gedacht. Sie wollte ihm bloß in seinem Elende nahe seyn. Jetzt mit ihm in der Welt umherziehen? sie fiel mit einer brennenden Begierde auf diese Vorstellung. Sie drückte sich tiefer in die Ecke des Wagens, und mahlte sich diese Vorstellung mit den reizenden Farben eines liebenden, jungen Herzens aus. Es war nichts als ein Spatziergang durch die Welt an Ludwigs Hand. Ueberall, wo sie müde waren, stand eine Laube mit einer sanften Rasenbank. Kein Winter, kein schlechtes Wetter störte sie. Früchte hiengen ihnen lachend von den Bäumen entgegen, freundliche Bäuerinnen brachten ihnen Milch sich zu erquicken.

Die Tante wollte Rosen mit dem Gedanken des Umherziehens in der Welt erschrecken, und sie dachte nicht, daß die Liebe eine ganze

Welt an ein Spinngewebe hängen kann. Sie glaubte, Rose läge da in tiefem und ernsthaftem Nachdenken über die Unmöglichkeit Ludwigen ihre Hand zu geben, und Rose war schon längst auf dem großen Spatziergange mit Ludwigen, und so vergnügt als eine Königin.

So kamen sie in Ellbergen an. Rose stieg aus dem Wagen, begab sich auf das Zimmer, gieng in den Garten, und dachte nur an Ludwigen. Jetzt traf sie den Verwalter, der aus ihrer Tante Zimmer kam. Rose fragte nach Burchhards. Der Verwalter erzählte, und machte nach Art dieser Leute, aus der Mücke einen Elephanten. Er meinte der Tante und Rosen einen Gefallen zu thun, wenn er Burchhards Elend recht übertriebe; denn er wußte, daß Burchhards und die Tante Feinde waren. Der Verwalter sagte denn nach vielen Auseinandersetzungen des Burchhardischen Elends, bei denen Rosens Herz zwischen zwei drückenden Steinen lag: ja, ja, Mamsell, sonst geschmaußt, und heute gehungert. Da war die fatale Idee des Hungers wieder, die Rosen allemal durchs

Herz schnitt; denn sie erinnerte sich noch aus ihrer Kindheit her, daß sie hatte oft hungern müssen, wenn sie mit Ludwigen zu lange getändelt, und darüber ihren Strickstrumpf versäumt hatte. Hunger war also das größte Elend, das Rose auf der Welt kannte. Mein Gott! heute gehungert, Herr Verwalter? — Ja, ja, Mamsell; wer weiß ob sie heute schon einen Bissen gehabt haben; denn sie sind viel zu stolz, jemanden anzusprechen.

Rose drehete sich von dem Verwalter ab, lief in die Küche, fand dort einen Kalbsbraten, ein halbes Brod. Niemand war da. Rasch hatte sie den Kalbsbraten und das Brot in ihre seidene Schürze. Sie gieng an die Hausthüre, öffnete sie leise, gieng dicht unter dem Fenster weg in die Stadt, kam vor Burchhards Häuschen, stand da, besann sich, trippelte hin und her vor dem Hause, wurde ängstlich, stand wieder, horchte am Fenster, hörte den alten Burchhard sagen: man muß Geduld haben! Die Idee des Hungers war wieder da. Sie öffnete die Hausthüre, pochte leise an die Zimmerthüre,

öffnete, stand da, sagte leise: guten Abend, Vater! und lag in dem Augenblick laut weinend in Ludwigs Armen.

Rose, liebe Rose! rief der Vater: gieb mir Deine Hand, mein gutes Kind. Rose gab dem Vater die Hand, mit der sie Ludwigen umfaßt hatte, die andere Hand hielt noch immer die schwere Schürze. Dann schlang sie wieder den Arm um Ludwigs Rücken, und drückte den geliebten Jüngling so herzhaft an ihre Brust, als ob er da festwachsen sollte. Ludwig sagte von Zeit zu Zeit mit Seufzern des Entzückens: Rose! liebe Rose! Rose wiederholte eben so oft weinend; Ludwig, lieber Ludwig! Während deß hatte die Großmutter Licht gebracht, man sah sich an, man lächelte sich zu. Burchhard zog Rosen neben sich auf einen Stuhl. Das freut mich, meine Tochter, daß Du noch an uns denkst, und, Ludwig, wie gut Gott ist, das ist schon der zweite Festtag, den wir in dem Häuschen feiern! Mama, heute Abend noch eine Schüssel mehr, und Ludwig! hole, eine Flasche Ungar.

Rose verdeckte geschwind, wie sie das hörte, den Braten und das Brot, auf allen Seiten mit der Schürze. Nie hatte sie sich so geschämt, wie jetzt. Sie wünschte sich Meilen weit mit ihren Lebensmitteln. Ludwig war wie ein Blitz wieder mit der Flasche da, und setzte sich nun auf die andere Seite bei Rosen. Der Vater hielt Rosens eine Hand, Ludwig hielt Rosen seine Hand freundlich hin. Rose, die arme Rose hatte ihm keine Hand mehr zu geben. Sie sah ihn lächelnd und verschämt an; und weil Ludwig ihre andere Hand nahm, so hielt sie die Lebensmittel mit den Knien in der allerunbequemsten Stellung.

Leg doch das auf den Tisch, mein Kind, sagte der Vater, und schlug die Schürze auf. Aller Blicke hefteten sich auf den Braten und das Brodt. Rose erröthete, und schlug die Augen nieder. Aber, Kind, fragte Burchhard: was ist das? Die Großmutter sagte: die ganze Schürze ist ja verdorben! Rose gerieth in eine Verwirrung ohne Gleichen. Sie antwortete nicht ein Wort, so sehr man sie

auch mit Fragen bestürmte. Der einfältige Verwalter! stieß sie endlich hervor. Der Vater lächelte: nicht wahr, Rose, diese Lebensmittel wolltest Du gewiß einer armen Familie bringen? — Ja, das wollte ich! sagte Rose freundlich, daß sie doch nur eine Entschuldigung hatte. Und der Verwalter, fuhr Burchhard fort: sagte Dir, wir wären die arme Familie, die nichts zu essen hätte? Rose war wieder in einer neuen Verwirrung. Nein, sagte sie endlich in der höchsten Verwirrung: Ihnen nicht. — Nicht, Rose? sagte der Alte, und hob ihr Gesicht in die Höh: nicht? liebe, beste Rose, Du mußt nicht lügen. Uns wolltest Du diesen Braten bringen! Du glaubtest, wir litten Hunger? — Ach! lieber Vater, nehmen Sie es nicht übel; der Verwalter machte mich so bange! Rose, sagte Burchhard, und küßte sie: meine gute Rose, wenn ich Dir das in Deinem ganzen Leben vergesse, so vergesse ich mich selbst. Mein gutes, mein herzensgutes Mädchen! Gieb mir den Braten; ich rühre heute Abend nichts an, als diesen Braten, und die-

ses Brot! und köstlicher habe ich in meinem Leben nicht gegessen! Hanchen, deckte den Tisch! Ludwig ergriff Rosens Hand, drückte sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Zärtlichkeit fest an sein Herz, und dann an seinen Mund: Rose, herzensgute Rose! Madam Burchhard gab Rosen mit einem freundlichen Blicke die Hand, und küßte sie. — Du bist ein gutes Mädchen! sagte die Großmutter, doch nicht ganz so zärtlich als die andern: aber Allmosen brauchen wir Gottlob und Dank nicht. Schikken Sie den Braten der Madam Seeburg wieder, Herr Sohn, und lassen Sie ihr sagen...

Den Braten, Mama? Den geb ich um kein Königreich weg: und dafür steh ich Ihnen, daß Madam Seeburgen ihn uns nicht schickt; nicht wahr, Rose? — Nein, Tante weiß nicht ein Wort davon. — Ja, aber sie sollte wohl glauben, daß wir so arm wären, und, Rose, es fehlt uns Gottlob an nichts. — Doch Mama, an diesem Braten hat es mir gefehlt, das schwöre ich Ihnen. — I mein Gott, Herr Sohn, wie Sie auch manchmal

sprechen können, wir haben ja erst den Dienstag einen Braten gehabt! Rose, komm in die Küche, oder ich will dir das letzte davon herein holen. — Der Braten war bezahlt, und dieser, Mama, ist ein Geschenk. — Herr Gott! wollen Sie mich denn zu Tode ärgern? als ob wir keinen Braten mehr bezahlen könnten? — Diesen nicht, Mama! diesen nicht! Denn Rose, meine Tochter, hat ihn mir gebracht, und wenn Sie wüßten, wie viel es Rosen gekostet haben mag, den Braten in ihre Schürze zu packen, sich damit hieher zu schleichen, ihn uns zu bringen: so würden Sie mit mir sagen, daß eine Welt nicht hinreicht, den Braten zu bezahlen. — Meinetwegen denn!

Der Tisch wurde gedeckt, Rose blieb; sie dachte nicht an die Tante. Der Vater und Ludwig aßen zum großen Mißvergnügen der Großmutter von dem Braten, und die Großmutter hatte nur allein die Freude, daß Rose das Frikassee so lobte, das sie gemacht hatte. Die Großmutter sagte ihr aber auch, daß sie nichts daran gespart hätte; sie nannte ihr

dann alle Gerichte her, die sie schon hier in dem Häuschen verzehrt hatten, und stellte sie so, daß es aussah, als ob auf jeden Mittag zwei Schüsseln kämen. Der Alte gönnte ihr lächelnd den Triumph.

Am Ende der Mahlzeit that Burchhard die Frage: aber, Rose, weiß denn die Tante, daß du hier bist? — Ach, Gott, nein! rief Rose, und sprang vom Tische auf. Nun ich will hingehen; und ihr sagen, daß du hier bist. Bleib du ruhig hier; wahrscheinlich hast du noch allerlei mit Ludwigen zu schwatzen. Ihr habt Euch lange nicht gesehen. — Ach, sehr lange nicht. Den Tag vorher, da ich heirathen sollte, war es das letzte Mal. — Den Tag vor deiner Hochzeit sah dich Ludwig? Davon weiß ich nichts! Kinder, Ihr hättet doch wahrhaftig sehr unglücklich werden können. Doch davon ein anderes Mal. Ich will zur Tante. Er gieng.

Nun erst fieng die Großmutter an, zu erzählen; denn vorher hielt sie des Alten Lächeln in Furcht, und Rose fieng an nicht mehr zuzu-

hören. Sie drückte unterm Tische Ludwigs Hand. Auf einmal standen beide auf, und ließen die Großmutter mitten in der angefangenen Erzählung sitzen. Rose gieng mit Ludwigen auf sein Zimmer. Hier hielten sie sich lang und eng umarmt. Nun setzte sich Rose auf seinen Schooß, und Ludwig mußte ihr erzählen, wie er arm geworden war. Diese Erzählung verschlang alle andere Ideen. Rose dachte nicht mehr daran, in welchem Verdacht sie Ludwigen hatte. Alle ihre eifersüchtigen Vorstellungen waren unter den ewigen Träumereien ihrer Einsamkeit erstickt. Sie waren so weit wenigstens vergessen, daß sie ohne Anlaß nicht zum Vorschein kommen konnten. Rose erzählte nun Ludwigen auf seine Fragen, wie sie nach Ellbergen gekommen wäre, die ganze Veranlassung durch den Brief des Verwalters, und in dieser süßen vertraulichen Stunde (sie hatten sich völlig in ihre Kinderjahre zurück geplaudert) kramte auch Rose ihre hoch ausgestopfte Tasche aus, und zeigte Ludwigen alle die Herrlichkeiten, die sie ihm

mitgebracht hatte, um ihn vom Hunger zu befreien. Vor vier Stunden unten wäre es ihr unmöglich gewesen; auch Ludwig wurde durch diesen neuen Beweis ihrer Liebe nicht den tausendsten Theil so gerührt, als unten von den mitgebrachten Lebensmitteln; denn ihr altes Verhältniß der vertraulichsten Liebe war ganz wieder hergestellt. Wie sie ihm die Sachen alle ausgekramt hatte, so sagte er sehr ruhig: nein, Rose, so arm bin ich nicht. Nimm das nur alles wieder mit; ich brauche es nicht! Sie hielt nun mit beiden Händen ihre Tasche auf, und Ludwig steckte es ihr Stück von Stück wieder hinein. Wie er an die Schnallen kam, so sagte er: aber hast du denn jetzt andere Schnallen, Rose? — Sie zeigte ihm ihren Fuß. Ich habe mir ein Paar Zinnerne gekauft. Sieh: sie sind recht hübsch, und sehen aus wie silberne.

Ludwig machte ihr die zinnernen Schnallen aus, und die silbernen wieder ein, und über der Arbeit kam der alte Burchhard von der Seeburgen zurück auf Ludwigs Zimmer.

Was

Was macht ihr denn Kinder? — Ich mache Rosen ihre silbernen Schnallen wieder ein, die sie mir mitgebracht hat. — Mitgebracht? — Ludwig erzählte seinem Vater, wie Rose für ihn gesorgt hatte. Er steckte ihr während der Erzählung die übrigen Sachen noch in die Tasche, und die Flitternadeln wieder ins Haar. Dem Vater standen bei der Erzählung die Thränen in den Augen. Er streichelte Rosen die schönen Wangen. Mein Kind, sagte er gerührt: Gott lasse das die letzte Probe Eurer schönen Herzen seyn! Ludwig mußte nun Rosen bis vor der Tante Haus bringen. Vor dem Hause küßte ihn Rose, und sagte mit dem ganz alten Tone: gute Nacht, Ludwig! — Gute Nacht, liebe Rose! antwortete Ludwig. Sie gieng ins Haus, und Ludwig gieng träumend bis vor das ehemalige Gut. Eben wollte er die Thür öffnen, da besann er sich. Ach Gott! sagte er: wenn ich nur eine Dachkammer in diesem Hause hätte!

Rose trat ein wenig scheu zu der Tante ins Zimmer. Tante saß da, und sah Rosen

mit einem Blick an, der weder freundlich noch unfreundlich, sondern verlegen war. Du bist bei Burchhards gewesen? — Ja, Tante! sagte Rose furchtsam. — Liebes Kind . . . also hast Du Ludwigen immer noch geliebt? — Ja, Tante! — Aber, warum hast Du denn das nie gesagt? — Ach, Tante! ich habe es wohl gesagt; aber es hat es keiner glauben wollen. — Mädchen, aber warum warst Du denn auf ihn aufgebracht? — Ach Tante, das hab ich nun wieder vergessen. — Vergessen, wunderliches Ding, Du setzest mich da in Verlegenheit . . . also den Tag vor Deiner Hochzeit mit dem Rath hast Du Ludwigen gesprochen? — Ja, Tante. — Wo denn? — Er hat mich besucht; ich war allein auf meiner Stube. — Niemand hat ihn ja gesehen? — Das weiß ich nicht, Tante. — Warum hast Du denn das niemanden gesagt? — Ich wurde krank, und dann, ich durfte ja nicht von ihm reden, so schalten Sie ja alle, und dann kam er auch gar nicht wieder. Ich wußte nicht, wo er war. — Hatte er Dir denn gesagt, er wollte Dich nehmen. —

Nein, Tante! Er sah so blaß aus; ach Tante! das gieng mir so nahe; ich hätte sterben müssen, wenn ich den Rath genommen hätte. — Also hast Du ihnen Braten gebracht? — Tante, ich dachte, sie hätten nichts mehr zu essen.

Die Tante brach mit einem unruhigen Kopfschütteln das Gespräch ab, und streichelte Rosen freundlich über die Wangen. Der alte Burchhard kam zu der Tante, eben wie die Tante, da Rose gar nicht zu finden war, nach Burchhards senden wollte. Die Tante fuhr doch ein wenig zusammen, wie sie den alten Burchhard sah. Willkommen, Frau Nachbarin, zu Hause! fieng Burchhard, in seinem gewöhnlichen Tone der Gutherzigkeit, zu der Tante an. Ohne Zweifel suchen Sie Rosen. Sie ist bei mir, Frau Nachbarin, und aufrichtig gesprochen in Ludwigs Armen. Sie haben sich mit meinem Hause überworfen, Frau Nachbarin, und ich bin seit dem um mein Vermögen gekommen, zwei Umstände, Madam Seeburg, die es Ihnen unangenehm machen könnten, daß Rose bei uns ist, und daß Rose Ludwigen die allerauffallend-

sten Beweise ihrer Liebe giebt. Aber doch ist es so. Sie kennen mich, Frau Nachbarin. Ich komme Ihnen das selbst zu sagen, damit Sie Ihre Maßregeln darnach nehmen, gute oder böse. Das muß ich gehen lassen. Aber so viel sage ich Ihnen. Ich glaube doch, die Liebe ist in den Herzen unserer beiden Kinder zu fest gewurzelt, als daß ich länger hoffen könnte, sie sollten sich vergessen. Wir haben vielleicht beide geirrt. Ich dachte, Rose wollte Ludwigen zum Narren machen, und glaubte aus manchen Aeußerungen meines Sohns, er habe Rosen vergessen. Beides ist wohl nicht geschehen, und es muß unter den jungen Leuten etwas vorgegangen seyn, das wir beide nicht wissen, und das vielleicht Schuld an allen den Irrungen gewesen ist. Genug, Rose liebt Ludwigen noch eben so zärtlich, wie Ludwig sie, und das gerade wie vor einigen Jahren. Ich bin arm; ich kann für meinen Sohn nichts thun; das ist ein zweiter Punkt, der mir am Herzen liegt. Glauben Sie nicht, Frau Nachbarin, daß ich jetzt so rede, eben weil ich arm bin, oder wenn Sie nicht an=

ders können, so glauben Sie es auch. Ihr Schwager, der Rektor, hat meinem Ludwig freiwillig das Vermögen von Rosens Mutter angeboten; Ludwig hat es ausgeschlagen, weil er überzeugt ist: ein Mann müsse sein Weib ernähren! Und darin hat er Recht. Ich glaube auch nicht, daß er davon abzubringen ist, und wäre er davon abzubringen, so würde ich ihm zureden, fest zu bleiben. Mein Ludwig ist nicht ganz ohne Hoffnung fortzukommen in der Welt. Ich rede ihm nichts ein; er mag seinem Herzen folgen. Von mir wissen Sie nun alles. Was Sie thun werden ist nicht meine Sache. Ich habe Ihnen gesagt, was ich denke. Aber rechnen Sie nicht darauf, daß die Liebe zu unterdrücken ist. Eine Liebe, die solche Wirkungen hervorbringt, hört auf die Mode nicht. Rosens Krankheit ist eine Wirkung dieser Liebe. Ludwig hat sie heimlich den Abend vor ihrer Hochzeit gesprochen. Ueberlegen Sie sich das alles.

Er erzählte ihr nun, wie Rose eigentlich zu ihnen gekommen war. Den Braten habe ich mit großem Appetite verzehrt. Er war ein Beweis

ihres schönen, unschuldigen Herzens. Ich wünsche meinem Ludwig kein anderes Weib, und wenn er sie unter der härtesten Arbeit ernähren müßte.

Die Seeburgen war überrascht. Sie konnte ihr Auge nicht fest auf Burchharden halten. Sie stammelte etwas hervor, das einer Entschuldigung ähnlich klang. Sie war zu nichts entschlossen. Endlich wie Burchhard gehen wollte, reichte sie ihm die Hand und sagte: wir sind immer Freunde gewesen, Herr Burchhard. Wir wollen ja sehen, wie es wird. Ich denke, Sie werden mich nicht ganz vergessen, und mich vor wie nach besuchen. Die Zeit muß lehren, was ich thun soll.

Nach Rosens Examen sah sie nun wohl, daß Burchhard nicht Unrecht hatte. Sie legte sich unruhig nieder; indeß Burchhards Versicherung, daß Ludwig nicht eher an Rosen denken würde, als bis er sie ernähren könnte, beruhigte sie wieder, und am andern Morgen hatte ihre natürliche Gutmüthigkeit sie schon wieder so weit in das rechte Gleis gelenkt, daß

sie Rosen fragte: nun? hat Ludwig nicht gesagt, daß er mich besuchen will. Rose meinte Ludwig würde wohl kommen, wenn die Tante es erlaubte, und Ludwig war schon seit einer Stunde in der Allee vor der Seeburgen Hause auf und nieder gegangen, und warf die sehnlichsten Blicke auf Rosens Fenster. Die Tante setzte sich nun mit dem Verwalter hin und rechnete. Rose schlich sich hinab um in den Garten zu gehen. Ludwig sah sie. Sie gieng in der Bogenallee auf und nieder, und sann über der Tante Worte nach: warum warst du denn über ihn aufgebracht? Sie nahm sich nun fest vor, Ludwigen alles vorzuhalten, und doch stand sie wieder an. Wenn er sich nun nicht entschuldigen könnte? wenn er nun schuldig wäre? und doch war sie entschlossen ihm zu vergeben. Sie drehete sich um und sah Ludwigen an der Hecke stehen. Mit einem Satze war er über die Hecke, und in Rosens Arme. Noch leichte Spuren von Unruhe traf er auf ihrer Stirn, die sich aber sogleich in seinem frölichen, liebevollen Lächeln verloren. Sie

blieben an der ehemaligen Thüre ihrer beiden Gärten stehen, und ihr Gespräch fiel nun auf die alten Zeiten. Alles war vergessen. Rose dachte an keinen Verdacht mehr. Er mußte ihr treu gewesen seyn.

Auf einmal blieb Ludwig bei einem Arbeiter im Garten stehen, und betrachtete ihn aufmerksam. Rose sagte: nun komm! — Laß mich doch einmal, Rose! den Mann soll ich kennen. Ach Gott ja! fieng er auf einmal sich besinnend an: daß ist er. Hör er, guter Freund, redete er den Kerl an: er ist ja der Schurke, der mich um vier Louisd'or prellte. Der Kerl erblaßte, zog den Hut und zitterte. Ich, lieber Herr? — Ja, er! er! oder kennt er mich nicht mehr? in dem Wirthshause bei Braunschweig mit seiner schönen Tochter, die ich entführt hatte. Wo hat er denn seine Pistole? — Der Kerl zitterte immer mehr, und Rose zitterte eben so arg; allein vor Freude. Nun, kennt er mich nicht mehr? Sonst hab ich Zeugen; der Lohnlakei kennt ihn gewiß. — Ach, liebster, bester Herr, ich bitte Sie um Gottes

willen, lassen Sie es gut seyn. Der Lohnlakei war eben der ärgste Spitzbube. Der Kerl hatte mich verführt: bis ich das Mädchen da den Abend hinstellte, wo er sie herbringen wollte. Ach, lieber Herr, lassen Sie es gut seyn; es hat mir Angst genug gemacht. Ludwig lachte. Er ist ein Schurke, und ein dummer Schurke oben drein. Laß er das auf ein andermal unterwegs!

Er gab Rosen die Hand, um mit ihr weiter zu gehen. Allein Rose war nicht vom Fleck zu bringen. Ludwig, sagte sie höchst zärtlich: ach, warst Du unschuldig? hattest Du das Mädchen nicht verführt? o Gott! so bin ich ganz glücklich! Ludwig sah Rosen groß an; weißt Du denn die lächerliche Geschichte, Rose? — Ich war ja die Nacht in eben dem Wirthshause mit der Tante. O Ludwig, lieber Gott! was hab ich mich um Dich gegrämt! bist Du denn auch gewiß unschuldig? Ludwig sah Rosen finster an: dann sagte er zu dem Kerl: erzähle er die Geschichte, und dann mag er gehen! Der Kerl erzählte mit unter-

mischtem Flehen, und Versicherungen, daß er verführt sey. Rose ließ ihn nicht auserzählen. Wie sie Ludwigs Unschuld wußte, so schrie sie auf, und fiel Ludwigen in die Arme. Dann zog sie ihn mit aller Gewalt den Gang hinauf dem Hause zu, und rief immer dazwischen, und streichelte Ludwigen die Wangen: ja, Du bist unschuldig! Ach Gott! Du bist unschuldig! Herzens-Ludwig, ach! wie hab ich Dich gequält; aber Du bist unschuldig!

So zog Rose Ludwigen, der noch nicht recht wußte, was sie wollte, mit diesem immerwährenden Geschrei von seiner Unschuld die Treppe hinauf und in der Tante Zimmer. Tante, Tante, er ist unschuldig! er hat nichts gethan! er ist mir treu gewesen, die Tante erschrack, wie sie Rosens Heftigkeit sah. Mein Gott, Rose, was ist denn wieder? — Nichts, Tante; aber er ist unschuldig! — Woran denn? — Ludwig fieng an: Tante, nun weiß ichs. Rose, meint, da von dem Wirthshause, wo ich das Mädchen hinbrachte. — Welch Wirthshaus? ich weiß ja von nichts. — End-

lich besann sich Rose, daß die Tante nichts davon wußte, und nun nach hundert Fragen und Antworten, kam denn die ganze Geschichte endlich so zum Vorschein, daß die Tante sie begriff.

Es machte eine ganz sonderbare Wirkung auf die Tante. Armer Junge! sagte sie und klopfte Ludwigen auf die Wange. Wunderliches Mädchen! setzte sie sogleich hinzu: konntest Du den Mund nicht früher aufthun, als jetzt? als jetzt, da es . . . Ich bin doch wahrhaftig nie so verlegen gewesen. Aber was war denn das mit den Düpuis? Ludwig erzählte seine komische Rückfahrt, und seine Bekanntschaft mit den beiden Mädchen, seine Reuterei hinter Rosen drein, sein Duell, zeigte das Billet der Tante Rehbergen, worauf er die Antwort gab, die Rosen so gegen ihn einnahm. Liebe Tante, sagte er: sehen Sie, so ist alles gekommen. Ich hatte Rosen immer unendlich lieb, und nun gieng mir alles immer die Quere. Rose tanzte, während er erzählte, um ihn her, schlug in die kleinen Hände, und rief oder

sang vielmehr vor Freude: das hab ich immer gesagt, Ludwig ist unschuldig! — Das hast Du wohl bleiben lassen, Mamsell; denn Du hast immer und ewig den Lärmen angefangen. Aber, fieng Rose an: Du, Ludwig, wie Du in dem Wirthshause mit uns warest, den Abend, wir lagen schon im Bette: warum kamst Du denn den andern Morgen nicht, und giengest spatzieren? Siehst du wohl, das ist Deine Schuld! — Liebe Rose, das war ja eben das fatale Wirthshaus, wo ich mich in die Chaise setzte, und wo sie mich die Nacht im Schlaf zurück fuhren. Die Tante lachte, und Rose schlug in die Hände: er ist unschuldig. — Aber das mußtest Du doch erfahren, ob die Düpuis liderliche Mädchen waren, oder nicht, mein Sohn? — Ach Tante, ich lief so viel nach Rosen umher, daß ich nichts hörte und sah. — Tante, da ist Ludwig unschuldig, ganz gewiß, das hab ich selbst gehört! aber Ludwig, wie Du mit Hanchen die Nacht auf der Kammer gewesen bist, da sie Dich noch als einen Dieb gefangen hatten? ich mag es nicht ein=

mal sagen. Denken Sie, Tante; die Kammerjungfer hat nicht einmal ein Tuch um gehabt. Und die Luise, mit der Du vor Bellevüe spazieren giengst, wie Du mir vorlogst, Du wolltest nach dem Minister, und giengst denn mit Luisen in die Komedie? das hat mich am meisten verdrossen! mir schlug er es ab, Tante!

Wieder was neues! Was Henker, Du warst mit der Kammerjungfer des Nachts auf der Kammer? — Ja, Tante; mit Hanchen, meinem guten Hanchen! — Und sie, wie Rose sagt, war halb nackend? — Nein, Tante, sie hatte ihr Halstuch nicht um. Sie wollte sich eben zu Bette legen, wie ich mich auf ihre Kammer schlich. — Aber zum Henker, was hatttest du denn des Nachts auf der Kammer des Mädchens zu thun? — Ja, Tante, ich schlich mich um Mitternacht von Luisen, und da hatten Sie mich eingesperrt, und es war kalt. — Immer schleichen; so sag doch, war das auch ein hübsches Mädchen. — Nein, Tante, aber eine hübsche Frau. Sehn Sie: Tante, das kam so. Nun

erzählte er den ganzen Vorfall. Die Tante lachte wieder laut auf, besonders wie sie des Herrn Selters Art zu examiniren hörte, wovon Rose eine Probe erfahren hatte. Rose schlug in die Hände, und rief: er ist unschuldig! — Die andere Nacht, Tante, schlich ich nun wieder auf eine Kammer, und da schrie die Kammerjungfer das ganze Haus zusammen. — Wieder das gute Hanchen? — Nein, das war Selters Jungfer. — Aber, mein Gott, wie kamst du denn immer die Nacht zu den Kammerjungfern? Nun? — Nein, Tante, diesesmal wollt' ich zu Rosen, und die hatte mit der Kammerjungfer getauscht; das wußte ich nicht. Sehn Sie, so kam ich immer unschuldig an. Und Rose sagte denn auch mein Tage nicht, was sie auf dem Herzen hatte, und so blieb ich immer im Verdacht. — Tante, Ludwig ist unschuldig. — Sieh, Ludwig, nun gebe ich dir den Rath, wenn du dergleichen wieder unternimmst, es Rosen gleich frei heraus zu sagen, damit sie weiß, wie sie mit dir dran ist. — Das

will ich thun, Tante; also Rose, da glauben Sie in Magdeburg von mir, daß ich die Mamsell Reimann liebe, weil ich ihr eine Liebeserklärung gethan haben soll. — Nun, das wird doch die Mamsell wissen. — Nein, die glaubt es auch, und da hätten sie mich bald zum Hause heraus geworfen. Er erzählte Sellhoffs Geschichte. Die Tante fand nichts daran auszusetzen, als daß Ludwig seine Unschuld dem Herrn von Berghorn nicht bekannt machen wollte. Ich sehe wohl, Du wirst immer der ewige Hans Geck aller Menschen bleiben.

Kurz, Ludwig, sagte die Tante, und schloß ihn doch gerührt von so viel Tugend an ihre Brust: Rose ist Dein, so ein seltsamer Mensch du auch bist, und so wenig ich vorhersehen kann, ob sie mit dir glücklich seyn wird. Rose ist Dein! Rose und Ludwig sanken einander in die Arme. Meine Rose! rief Ludwig voll Entzücken: Gott gebe, daß ich bald Brodt habe dich zu ernähren! Rose hatte das letzte nicht gehört; sie war zu selig dazu. Nach einigen Minuten giengen sie beide wieder

hinab in den Garten, setzten sich in eine Lau-
be, und nun genossen sie wieder des reinsten
Glücks der Liebe, ohne eine von ihren Trüb-
salen. Es war als ob dieser Augenblick Rosen
von allen Schlacken, welche ihr Leiden, ihre
Eifersucht, die Härte der Tante ihrem Charak-
ter zugemischt hatten, gereinigt hätte. Sie
war wieder die fröhliche, heitere, unbefangene
kindische Rose, die sie ehemals gewesen war.
Ludwig mußte ihr seine lächerlichen Geschichten
zehnmal erzählen. Sie lachte und weinte, je
nachdem er erzählte, und sie begriff jetzt selbst
nicht, wie sie ihn nur einmal in Verdacht hät-
te ziehen können. So trieben sie sich den gan-
zen Morgen in ihrer unschuldigen Seligkeit im
Garten herum.

Indeß saß Burchhard bei der Tante See-
burgen. Wie die Tante Seeburgen nun war:
kam sie ins Vergeben hinein, so that sie ge-
wöhnlich mehr, als sie eigentlich sollte. Sie
sandte, wie die beiden Liebenden hinab gegan-
gen waren, zu Burchharden, und ließ ihn bit-
ten zu ihr zu kommen. Sie erzählte ihm so-
gleich

gleich die Ursachen aller der Mißverständnisse zwischen beiden jungen Leuten, und sagte nun Burchharden ihren Entschluß, Ludwigen und Rosen in einigen Tagen schon glücklich zu machen. Burchhard schüttelte den Kopf: Liebe Frau Nachbarin, ich fühle es jetzt, daß ich vielleicht bei der Charakterbildung meines Sohnes auf den Besitz meines Reichthums zu sehr gerechnet habe. Und reich muß Ludwig bleiben, wenn er nicht noch unter Menschen nachgebildet werden soll. Können Sie ihm bis an seinen Tod Reichthum sichern? Ich glaube nein; allein sein Herz wird er bis an seinen Tod behalten. Lassen Sie ihn noch eine Zeitlang mit dem Mangel kämpfen; lassen Sie ihn Rosen sich erarbeiten. Die Liebe zu Rosen wird ihn geschmeidiger gegen die Menschen machen, wird ihn lehren, sich in Verhältnisse finden, und die Welt und die Menschen nehmen wie sie sind. Sie finden selbst seinen Charakter sonderbar; rauben Sie ihm mit Ihrer Güte nicht die einzige Gelegenheit, seinem Charakter das auffallend Sonderbare abzuschleifen. Sein Herz wird die Welt nie verderben; aber man muß doch, man mag wollen oder nicht, allerwenigstens Men=

schenverhältnisse kennen, um nicht bei einem unvorhergesehenen Unglück mit der ganzen Welt fremd zu seyn. Meine Erziehung war auf meinen Reichthum kalkulirt. Ich habe meinen Reichthum verloren. Sie mögen Ludwigen so reich machen, als Sie wollen; er kann ihn auch verlieren. Thun Sie mir den Gefallen, lassen Sie Ludwigen seinen Weg gehen; wenigstens noch einige Jahre. Dann, wenn Sie wollen, wenn er weiß, wie viel Thorheiten man ertragen muß, um den Menschen menschlich zu finden, ist es noch immer Zeit genug, ihn wieder unabhängig zu machen von den Launen der Welt, und von dem Formengange der öffentlichen Geschäfte.

Madam Seeburg sah die Vernunft dieses Rathschlages ein, und beide wurden eins, sich gar nicht in die Vorsätze und Plane der beiden Liebenden zu mischen, sondern sie ungestöhrt ihren Gang gehen zu lassen. Beide sind zu gut, um einen schlechten Gang zu wählen, und Unvorsichtigkeiten können wir ja hinterher verbessern, sagte der weise Alte.

Die Bekanntschaft und Freundschaft wurde zum Erstaunen der ganzen Stadt zwischen beiden

Familien wieder hergestellt. Rose war täglich bei Burchhards oder Ludwig bei der Tante. Rose hoffte von Tage zu Tage, die Tante sollte näher mit dem Plane ihrer Verheirathung hervorrücken; die Tante schwieg aber völlig davon. Und da Rose einmal mit der Tante darüber redete, so sagte die Tante ganz ruhig: Ludwig muß doch erst ein Amt haben, Dich zu ernähren. Da saß die arme Rose. Ludwig sagte eben dasselbe, Burchhard auch, und Rose lachte und schäkerte wieder wie vorhin, und hoffte von Tag zu Tag auf das Amt ihres Ludwigs.

Eines Tages erhielt Ludwig diesen Brief: „Mein lieber Burchhard, erinnern Sie sich noch wohl einer Gräfin von T** B** aus Pyrmont? wenigstens erinnere ich mich Ihrer noch. Mein Sekretair ist abgegangen. Er hat wenig Briefe zu schreiben; allein die kleinen Wohlthaten, die ich dem ärmern Theile meiner Unterthanen zufließen lassen kann, stehen unter seiner Aufsicht. Ihr Herz kenne ich, die Armen werden sich gut dabei stehen, und ich, die ich die Armen liebe, auch. Sind Ihnen also 300 Thaler, meine Freundschaft, und das Leben in einem glücklichen Hause nicht zu wenig;

so schreiben Sie mir, wenn ich Ihnen entgegen kommen darf, um Ihnen zu sagen, daß ich noch immer die Tugend liebe, und folglich Sie von Herzen schätze. Die Gräfin von T** B**."

O Vater, wie glücklich bin ich! rief Ludwig, und reichte seinem Vater der Gräfin Brief. Er erzählte seinem Vater die Art seiner Bekanntschaft mit dieser liebenswürdigen Frau; er erzählte ihm das Gute, das er sowohl in Pyrmont, als auch von Berghorn, der sie genauer kennte, von ihr gehört hatte, und Burchhard dankte im Stillen Gott, der Ludwigen zu diesen Menschen, und zu so einem Amte führte. Das Nöthige wurde schnell verabredet, denn Ludwigen brannten die Fußsohlen. Er verlangte nach Rosen. Nun geh nur, sagte der Vater; geh nur und grüße Rosen! Ludwig fand Rosen im Garten. Er reichte ihr den Brief. Rose las, erröthete so schön, wie eine Braut, wenn sie dem Jünggeliebten das Jawort giebt. Sie drückte Ludwigen mit einer Innigkeit an ihre Brust, die er vorher von ihr noch nie gefühlt hatte. Ihr Blick dabei war so sehnend, so ahnend, so schmachtend, so hingebend, daß Ludwig sah, Rose dachte etwas dabei, das er nicht dachte.

Er setzte sich zu ihr, nahm sie auf seinen Schooß, sie legte ihre Wange an seine, und flüsterte: Gott, wie glücklich wollen wir dort leben! Das gab seinen Gedanken ein ganz anderes Kolorit. Sein Vater hatte ihm gesagt: fürs erste ist es hinlänglich, mein Sohn; für einen einzelnen Menschen, der sich einzuschränken weiß! und hier sagte Rose: wie glücklich wollen wir dort seyn! Seine Brust erweiterte sich, sein Herz klopfte freier, er schloß Rosen in seine Arme, drückte sie an seine Brust, hielt sie so, und benetzte sie mit Freudenthränen. Rose, liebe Rose, sollte es wohl für uns beide reichen? — Für uns beide? Ludwig, was brauch ich denn? Sie fiengen nun an beide zu rechnen. Rose rechnete so haushälterisch, daß sie viel übrig hatte. Sieh, meine Kleider nehm ich mit, da brauch ich in Jahren nicht einen Rock. Wir wohnen in Einer Stube, sehen von Einem Lichte. Das Bißchen Essen, Du weißt ja, wie wenig ich esse. Man fieng an zu rechnen: allein die beiden hätten da ein ganzes Jahr sitzen können, sie würden sich doch nicht herausgerechnet haben. Denn alle Augenblicke rief Rose: ach Ludwig, und denke,

wenn ich nun erst den ganzen, lieben, langen Tag bei Dir bin, mit Dir aufstehe, Abends gar nicht von Dir weggehe! Dann fahren wir, dann gehen wir spatzieren, und Abends sitzen wir denn bis zwölf Uhr in der Laube. Da darf denn doch die Tante nicht mehr schreien: Rose! Rose! Nein, so viel nicht! Na, wie viel hatten wir doch? ich glaube hundert und zwanzig Thaler? —

Das gieng so nicht, in Ewigkeit nicht, das sahen sie. Sie liefen hinauf auf Rosens Zimmer. Sie holten einen Bogen Papier und schrieben Stück vor Stück auf. Da konnten sie doch beide mit ihrer Phantasie dazwischen fahren. Aber eine seltsame Rechnung wars, das versichere ich meinen Lesern; ein Kameralist möchte sie schwerlich unterschrieben haben. Beide versicherten sich recht zutraulich, daß sie wohl hungern könnten. Endlich aber sagte Burchhard: nun, Rose, laß uns einmal ordentlich hinter einander weg rechnen; wir kommen wieder heraus. Brot also die Woche? und Butter? Braten brauchen wir nicht viel, nun Rose, wie viel kostet das die Woche? Rose gab einen Preis an.

Was in aller Welt mögen die da zu rechnen haben? dachte die Taute und stand in der offnen Thür. Sie hörte da zu ihrem Erstaunen eine ganze Haushaltung mit allen Kleinigkeiten berechnen. Das ist nun alles! sagte Rose. Nein, die Schwefelhölzer in der Küche habt ihr vergessen! rief die Tante laut auflachend. Ach Tante, das ist eine Kleinigkeit! sagte Rose. Aber wie erstaunte die Tante, daß man hier nicht in den Wind rechnete, sondern daß Ludwig und Rose ihre künftige Haushaltung berechneten. Ludwig gab der Tante den Brief der Gräfin, und Rose theilte der Tante ihren Haushaltungsplan mit. Die Tante lächelte: sie fieng auch an einige Punkte zu berechnen, um Rosen zu zeigen, daß für sie mit drei hundert Thalern keine anständige Haushaltung zu führen sey; allein Rose, die Ludwigen verlegen da stehen sah, fieng so heftig an ihre Rechnung zu vertheidigen, daß die Tante schweigen mußte. Einige Artikel, welche die Tante sehr hoch aufführte, strich Rose ganz durch. Als: Kaffee, Zucker! sagte die Tante. — Wir wollen gar keinen trinken, Tante! Kurz, Rose hatte immer ein Mittel ihre Rechnung bei Ehren

zu erhalten, und Ludwig hielt sie für richtig, weil die Tante endlich schwieg.

Ueber diesen Punkt kam es nun noch denselben Tag in Burchhards Hause zu Debatten. Der Vater war der Tante Meinung. Die Großmutter schlug sich auf der jungen Leute Seite, mit dem Zusatze, daß Rose doch eine reiche Aussteuer zu gewarten habe. Rose rief: das ist auch wahr, liebe Großmutter! und Burchhard sagte: ich glaube nicht, daß die Seeburgen einen Theil ihres Vermögens hergeben wird, weil sie ihn selbst braucht.

Genug, Ludwig setzte sich nieder und schrieb unter Rosens Geplapper an die Gräfin; und schreib ihr nur gleich dabei, sagte Rose, daß Du Deine Frau mitbringst. Das that Ludwig. Rose war so listig den Brief sogleich zu versiegeln, und ihn auf die Post zu senden. Die Summe mag nun reichen oder nicht, dachte sie; er hats nun einmal der Gräfin geschrieben. In diesem Briefe hatte nun auch Ludwig den Zeitpunkt sehr nahe bestimmt, wo er in R** dem Residenzstädtchen des Grafen eintreffen würde.

Den Tag darauf machte Rose den Abschluß der Sache durch den Brief an die Gräfin bekannt, und setzte dadurch die Tante in herzliche Verlegenheit. Burchhard nahm seinen Sohn allein, und gab sich alle Mühe, ihm abzurathen; aber was vermogte der Greis mit seinen sanften, belehrenden Reden, gegen die pathetischen, kraftvollen, alle Leidenschaften erregenden Reden Rosens. Wenn Ludwig auch halb und halb von seinem Vater überzeugt war, und die Sache kam in pleno vor, so stand Rose auf, eine schöne Röthe lagerte sich auf das schöne Gesicht, die Augen flammten, die Brust hob sich, die Arme bewegten sich, und Ludwig war schon überzeugt, ehe sie die Lippen öffnete. Dann, mitten im Flusse der Rede, änderte sich auf einmal ihre Stellung, die herrschende, erhabene Stellung, mit der sie gesiegt hatte. Ein Strom von Thränen brach aus den blitzenden Augen hervor, und verlöschte die Blitze in ihren Augen. Sie klagte so sanft, flehete so demüthig um Mitleiden, wußte so geschickt die fürchterliche Zukunft und Ahnungen und Träume mit hinein zu weben, daß die ganze Oppositionspartei sich verloren fühlte.

Die Großmutter zitterte vor Rosens Träumen, und stimmte für die Heirath; die Tante rechnete schon, mit wie viel sie Rosens Rechnung in Ordnung bringen könnte; die Mutter sah Rosen lächelnd an, das Strickzeug lag vor Erstaunen im Schooße, und sie sagte: das Mädchen predigt ja ordentlich! der Vater allein, obwohl er den Sieg Rosens fühlte, war listig genug, den Sieg kraftlos zu machen, indem er die ganze Sitzung aufhob, ohne etwas zu entscheiden. Meinetwegen macht, was Ihr wollt! sagte er, und fieng etwas anders an zu reden. Diesem Beispiel folgte die Tante: macht was Ihr wollt! sagte sie, und so war der Handel geendigt. Rose wußte nicht, ob sie über ihren Sieg lachen oder weinen sollte. Denn schon dreimal hatte sie einen solchen Sieg erfochten, und wenn sie nun glaubte, die Früchte davon zu ernten, so fieng die Tante wieder an: Rose, so sey doch vernünftig! es geht ja nicht! Rose gerieth in keine kleine Verzweiflung, daß es nicht gehen wollte. Sie schalt auf die ganze Welt.

Endlich zum vierten Male, da sie den Sieg erkämpft hatte, und beide wieder mit dem: macht

was Ihr wollt! entlassen wurden, so nahm Rose Ludwigen allein. Sie redete mit ihm über die Härte ihrer Alten. Auf einmal fieng Ludwig an, und ergriff Rosens Hand: aber Rose, wenn es nun nicht reichte? — Es reicht gewiß, Ludwig; denn sieh ... — Nein, laß einmal das Rechnen; denn wenn Du rechnest Rose, so haben wir immer übrig, und wenn der Vater oder die Tante rechnet, so fehlts immer. Gesetzt aber, es reichte nicht? — Nun, da helfen wir uns, so gut wir können. — Ja, Rose, ich kann mich behelfen; ich will nichts als Brot essen, wenn ich Dich nur habe; ich will den ganzen Tag arbeiten, keine Freude genießen, wenn ich nur Deine Augen sehe, nur Deine Stimme höre! Dann bin ich noch immer der glücklichste Mensch auf dem Erdboden. Allein Du, liebe Rose, Du bist daran nicht gewöhnt; Du bist gewohnt, so viel zu haben, und nun denke, Rose! Rose! wenn ich Dir das nun nicht schaffen könnte, und Du grämtest Dich, und wir säßen da im Elende, Du in dem Mangel, den Du nicht ertragen könntest, und ich in dem noch größern Elende, Deinen Gram, Deine Thränen zu sehen,

ohne Dir helfen zu können. Rose, liebe Rose, bedenke das! — Lieber Ludwig, Herr Gott, glaub mir doch nur dieses eine Mal. Ich kann alles, wenn ich nur bei Dir seyn soll. Ich kann alles. Ich habe es schon probirt. Schon seit drei Tagen habe ich keinen Kaffee mehr getrunken, weil doch die Tante immer sagt: ja, den Kaffee, den Kaffee! Ich habe nur ein Glas Wasser getrunken, und Brot ohne Butter dazu gegessen. Das hab ich schon seit drei Tagen gethan, und noch viel mehr, und habe es gekonnt, und es hat mir gar keine Mühe gemacht. Glaub mir, lieber Ludwig, ich kann mit Dir hungern und dursten! — Also Rose, Du willst nun mit mir Leiden und Freuden theilen, und wenns uns nicht so geht, so willst Du Dich nicht grämen, sondern fröhlich seyn? — Wahrhaftig, lieber Ludwig, das will ich, das kann ich. Du sollst es sehen. Wenn nur einmal Dein Vater und die Tante wollten. — Sie wollen ja, Rose! Sie haben es ja in unsern Willen gestellt. Also Rose, Du willst aushalten mit mir? — Alles in der Welt! ich will mit Dir betteln gehen. — Nun so wollen wir es ihnen heute sagen.

und damit gut! — Ja, dann hat die Tante wieder tausend Einwendungen und Dein Vater auch, und es wird wieder nichts. — Nun so wollen wir es recht kurz abmachen. Komm, Rose, der Pastor soll uns trauen; dann helfen doch alle Einwendungen nicht mehr.

Rose stutzte ein wenig; allein Ludwig erzählte ihr Mariens Hochzeit, und sie gieng an seiner Hand, noch immer ein wenig bedenklich, mit zum Prediger. Ludwig bat den Prediger, ihn doch sogleich mit Rosen zu trauen. Der Prediger fragte: Ihr Vater hat doch nichts dagegen? — Hm! sagte Ludwig: lieber Prediger, denn würd ich es Ihnen nicht zumuthen. Der Prediger war dieser Art Trauungen schon in der Burchhardischen Familie gewohnt geworden. Er wußte, daß Ludwig mit Rosen verlobt war; ja, die Tante, die noch immer sich nicht überzeugen konnte, daß Ludwig ohne Rosen reisen würde, hatte gestern den Prediger noch gefragt, ob er wohl, wenns nöthig wäre, die jungen Leute ohne Umstände kopuliren könnte? der Prediger sah also nichts als einen gewöhnlichen Burchhardismus. Er kopulirte also das reizende

Paar ohne alles Mißtrauen. Rose zitterte dabei wie Espenlaub, und Ludwig blieb ganz ruhig. Er ließ sich einen Trauschein geben, und spatzierte denn mit Rosen ruhig wieder in der Tante Garten zurück. Aber Rose fieng schon an sich zu grämen. Sie saß da und sah in eine Ecke. Ludwig erinnerte sie an ihr ihm gegebnes Wort; Rose zwang sich anfangs, dann wurde sie wirklich so heiter und fröhlich als eine so reine Seele werden kann, die ihren höchsten Wunsch erreicht hat. Sie bat ihn endlich nur noch, heute weder der Tante noch jemanden etwas zu sagen. Ludwig fand das unnatürlich; aber Rose sagte: ach, Ludwig, versprich mirs, mir ist sonst so angst! Ludwig versprach es.

Nun saßen sie da in der höchsten Vertraulichkeit, und genossen nun der Gewißheit ihres höchsten Glücks. Höre, Rose, sagte Ludwig: ist Dir nun anders, seit Du meine Frau bist? Mir ists noch gerade so wie vorher. Man sagt, den Tag wäre einem so sonderbar, mir nicht! — Rose erröthete, schlug ihm auf die Lippen, und ihre Augen schlug sie zu Boden. Doch wurde Rose auch bald

wieder, wie sie vorhin gewesen war, und um vier Uhr giengen sie nach Burchhards Hause; die Tante war schon vor der Trauung dahin gegangen. Rosen war es doch ein wenig zu ängstlich unten zu bleiben; sie gab Ludwigen einen Wink, und sie verschwanden. Zu Tische kamen sie wieder herab, am Tisch gieng noch einmal eine Untersuchung über die Heirath vor sich; selbst die Großmutter war dagegen, Burchhard hatte sie auf die Oppositionspartei zu ziehen gewußt. Rose wurde über und über roth im Gesicht, sie sagte kein Wort zu der ganzen Verhandlung, ob man gleich heute auf ihre Rednertalente sich vorbereitet hatte. Ludwig gerieth zwar in Verlegenheit, daß er nichts sagen durfte; indeß er hatte es versprochen. Er schwieg. Allein die ganze Verhandlung schien ihm doch so lächerlich, das er einige Mal laut lachte. Wie Rose ihn lachen hörte, so kicherte sie ohne Aufhören, und wurde ohne Aufhören roth.

Eine ganz neue Manier die Oppositionspartei in Verlegenheit zu setzen. Man schwieg endlich von allen Seiten, weil heute die jungen Leute für die Moral der Alten nicht gemacht waren. Endlich

kam es zum Nachhausegehen. Ludwig begleitete Rosen bis vor der Tante Haus. Rose reichte Ludwigen die Hand, schlüpfte in die Thüre, war in ein Paar Minuten im Nachtzeuge, und klagte über Müdigkeit, denn sie merkte, daß die Tante auf dem Wege war, sich nach dem ewigen Kichern zu erkundigen. Gute Nacht, Tante! sagte Rose, und nahm ihr Licht, und schlich nach ihrem Zimmer. Eben saß Madam Seeburg bei dem Abendsegen und gähnte; da kam noch jemand die Treppe herauf, es war Herr Müller und Marie.

So spät noch, meine Lieben? fragte die Tante voll Verwunderung. Ja, sagte Müller: und beiher auch, Ihnen Vorwürfe zu machen, daß sie uns von diesem fröhlichen Tage so ganz unfreundschaftlich ausgeschlossen haben. — Wo ist denn das junge Paar? sagte Marie. Die Tante stand mit großen Augen da: mein Gott, ich verstehe Sie nicht. — Nicht? wir sind hier, Rosen und Ludwigen unsern Glückwunsch abzustatten. — Ludwigen und Rosen? wozu denn? — Lieber Gott, zu ihrer Verheirathung! — Und darum kommen Sie so spät? lachte Madam Seeburgen. — Wir

wären

wären gern früher gekommen, und Sie hätten uns auch eigentlich zur Hochzeit bitten müssen. — Die Tante erstaunte aufs neue: zur Hochzeit? Mein Gott, die ist noch in weitem Felde. — Aber sie sind ja heute kopulirt. Der Pastor hat mir es eben gesagt. — Was? fuhr die Tante auf: kopulirt? Rose und Ludwig? In dem Augenblick fiel ihr Rosens und Ludwigs Benehmen ein. Sie nahm das Licht vom Tisch, und ließ beide im Finstern stehen. Sie lief nach Rosens Kammer. Rose! Rose fuhr von dem Kopfkissen in die Höhe. Rose, ist das wahr? — Rose erschrak, daß sie blaß wurde: ach, Tantchen! — Ei was, Tantchen! ist das wahr, Mädchen? bist Du kopulirt? leugne es nicht, Müllers haben es mir gesagt. In dem Augenblicke fiel ihr ein, daß Müllers da im Finstern standen. Sie lief eben so geschwind, als sie gekommen war, zurück, und brachte ihnen Licht, und vor Rosen gieng das Ungewitter vorüber.

Müller sah an der Tante Augen, daß sie böse war. Es fiel ihm schnell ein, daß das gar eine ganz heimliche Kopulation gewesen seyn könnte. Er fieng also an der Tante zuzureden, vertheidigte

die jungen Leute, und die Tante, die, wie wir wissen, ob sie es gleich nie zugab, sich schnell wenden ließ, fand am Ende den Vorfall so possierlich, daß sie sich ausschütten wollte vor Lachen. Zwar kam wohl zuweilen ein Gedanke an die Klatscherei der Stadt dazwischen; allein Müller wußte doch immer die gute Laune oben zu halten. Die Tante, wie wir ebenfalls wissen, gieng denn immer weiter. Nun fiel es ihr ein, daß Rose Ludwigs Frau sey, und also auch bei ihm schlafen müsse. Sie sandte also einen Bedienten nach Burchhards, und ließ Ludwigen bitten, doch noch einmal zu ihr zu kommen.

Während die Tante auf Ludwigen lauerte, lag Rose in einer unsäglichen Angst im Bette, und konnte nicht begreifen, warum die Tante gar nicht wieder kam, und sie tüchtig ausschalt. Ludwig kam nach einer Viertelstunde in vollen Sprüngen an. Aber du Allerwelts-Ludwig, hob die Tante an: bist Du denn mit Rosen kopulirt? — Ludwig zog ganz ruhig seinen Trauschein aus der Tasche und reichte ihn der Seeburgen hin. Aber bist Du denn ganz rasend, ohne unsern Willen....

— Tante, Sie haben ja mehr als zehn Mal zu uns gesagt: macht, was Ihr wollt! das haben wir gethan. — Aber zum Henker, warum sagst Du es denn nicht wenigstens hinterher? — Das wollte ich, Tante; Rose aber bat mich es heute noch nicht zu sagen. — Gott behüte jede Christenseele vor solchen Menschen, wie Du bist! Was willst Du aber nun machen? verdienst Du nun nicht, daß ich Dich tüchtig ausmachte? — Nein, Tante; denn Sie haben es ja erlaubt. — Aber Du sonderbarer Mensch, aber man muß ja bei seiner Frau schlafen. — Tante, wahrhaftig, daran haben wir beide nicht gedacht. — Nun wart nur noch einen Augenblick, Du wunderlicher Kautz! Ich will Dir einmal helfen wunderlich seyn. Sie hohlte eine Schlafmütze, zog ihm die über die Ohren, so sehr er auch gegen die Mütze protestirte, dann brachte sie einen Schlafrock von ihrem seligen Manne. Er mußte ihn anziehen. Dann nahm sie das Licht, faßte seine Hand, winkte Müllers nachzukommen und führte ihn zu Rosen auf die Kammer. Rose sah aus ihrem Bette auf, und sagte: ach Tantchen! — Ei

Tantchen hin und her! kennt Sie diesen Brausewind, Mamsell? — Ach Ludwig! — Na, Ludwig! da hat Er seine junge Frau. Nun seht Ihr zu, wie Ihr Euch behelft. Auf ein andermal sagt so etwas vorher. — Ach, Tante, rief Rose: ich will es nie wieder heimlich thun. Das einzige Mal vergeben Sie es mir. — Das hilft Dir Gott sprechen, Mädchen! Sie zog ihre Hand unter dem Bette hervor und legte sie in Ludwigs Hand: da, da habt Ihr Euch. Macht Ihrs gut in Eurem Leben, so habt Ihrs gut! Thränen traten ihr dabei in die Augen. Wahrhaftig, Umstände habt Ihr mir nicht mit Eurer Hochzeit gemacht. Na, zieh Er sich aus Patron.

Ludwig zog in aller Geschwindigkeit die Mütze ab, und besah sie. Er wußte in der Verwirrung nicht, was er sagen sollte. Sieh, wie höflich der Mensch geworden ist, sagte lachend die Tante über die verlegene Stellung des Bräutigams: er wünscht uns eine gute Nacht. Du willst uns gern los seyn. Na, gute Nacht, Kinderchen! Sie machte einen Knix und lachte laut auf. Müller lachte, Marie lachte und so ließen sie die beiden Liebenden allein.

Am andern Morgen um sechs Uhr war Burchhard schon bei der Tante, und erkundigte sich, ob Ludwig bei ihr zu Nacht geblieben sey. Die Seeburgen nahm den Alten bei der Hand, und führte ihn auf Rosens Zimmer, und Burchhard sah zu seinem Erstaunen Rosen an Ludwigs Brust in dem engen Bettchen schlummern. Die Tante lachte über die großen Augen, die Burchhard machte, und Rose schlug ihre schönen Augen auf. Sie erröthete, bückte sich auf Ludwigs Busen, zog die Decke schamhaft bis ans Kinn in die Höh, und schlug die Augen nieder. Aber wie, beste Frau Nachbarin... Madam zog den Trauschein hervor und übergab ihn dem Alten. Der Trauschein ist ein Stück aus der Tasche von Rosen und Ludwigen, und zur Strafe habe ich sie noch gestern Abend da in das enge Bett gebettet. Ich habe gerade so viel davon gewußt, wie Sie, Herr Nachbar. Ich erfuhr es erst gestern Abend, da ich zu Hause kam. Sie haben mich so oft überrascht, nun habe ich meine Scharte ausgewetzt, lieber Herr Vetter und Nachbar.

Während dieser Zwischensprache war auch Ludwig aufgewacht. Ach! guten Morgen! sagte er

freundlich und küßte seine Rose. Vater, hier bin ich! — Das seh ich; Du hast Dich an keinen übeln Ort versteckt. Nun Gott segne Euch, meine Kinder! Jetzt seh ich wohl, warum ihr gestern Abend lachtet, und warum da die schöne Rednerin so ganz stumm war. — Nun macht, daß ihr aufkommt! rief die Tante, und zog den Vater bei dem Aermel aus dem Zimmer. Madam Seeburg wollte nun wieder nach ihrer Weise die Sache übertreiben. Sie legte Burchharden eine Berechnung vor, was sie Rosen mitgeben wollte, worunter denn auch das Kapital von Rosens Mutter war; allein Burchhard blieb dabei, man müsse die beiden jungen Leute wenigstens eine kurze Zeit ihren eignen Kräften überlassen. Die Sorgen für ihr Leben werden sie beide männlich machen; in gewissen Fällen sind sie noch beide Kinder. Lassen Sie; die Sorge, die eins für das andere tragen muß, wird ihrem Charakter die Thätigkeit geben, die ihnen noch allein fehlt. Eine ganze Stunde gehörte dazu, die Tante willig zur Befolgung dieses Plans zu machen. Sie sah den Nutzen desselben wohl ein; allein das: was wird die Welt von mir sagen,

wenn ich Rosen so ganz nackend ausgebe? stieß beinahe die ganze Beredsamkeit des Alten über den Haufen. Endlich beredete sie Burchhard doch, indem er ihr vorstellte, daß man ja der Welt eine Summe, so groß sie wolle, als Mitgabe Rosens nennen könne, in seinen Plan zu willigen. — Die jungen Leute kamen nicht.

Die Tante gieng zum zweiten Mal, um sie zu holen. Sie waren beide auf. Aber wo bleibt Ihr? — Wir sind schon so lange auf, als Sie weg sind. — Desto schlimmer! wie lange wollt Ihr Euch anziehen? Sie gieng. Die Tante that den armen Kindern groß Unrecht; denn sie hatten sich schon seit einer Stunde in einem fort angezogen. Aber dann warf sich Rose in Ludwigs Arme, und störte ihn, dann sagte sie: Du! laß mich; die Tante kommt, ich muß mich anziehen. Jetzt ließ ihr Ludwig wieder keine Ruhe, bis denn endlich die Tante wirklich kam. Nun giengs wieder über das Anziehn; allein um zehn kam die Tante zum letzten Male, und blieb so lange, bis sie beide fertig waren. Das wird in N*** gut gehn, wenn die beiden jungen Leute sich vier Stunden anziehn wollen! Macht daß Ihr fertig werdet, macht!

Burchhard war indeß nach Hause gegangen. Mama, ich weiß ganz etwas Neues. — Nun? — Gestern ist hier Hochzeit gewesen. — Wo denn? — Hier im Hause. — Wer denn? — Rose und Ludwig haben sich gestern kopuliren lassen, und die jungen Eheleute werden bald hier seyn. — Die Großmutter zog die Stirn kraus; indeß sie glaubte es nicht. Da sie aber den Trauschein las, wurde sie im Ernst böse. Sie warf den Trauschein auf den Tisch. Nun wahrhaftig, ist es doch, als ob der Unsegen hier auf dem Hause läge. Da könnte ich zweihundert Jahr alt werden, und ich wüßte mein Tage nicht, daß Hochzeit oder Taufe wäre. Meinetwegen, wenn Sie's nicht haben wollen, daß redliche Anverwandte ein Vaterunser dabei beten sollen. Ich kann mein Vaterunser auch für mich behalten! — Ich hab es eben so wenig gewußt, Mama. — Mir gleich viel; der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Wie Ludwig kam, stand sie gar auf und gieng fort. Ludwigen gieng es nahe, sammt Rosen. Der Vater sagte: wollt ihr sie wieder gut haben, so geht und bittet sie zu Gevatter. Rose erröthete zwar, gieng doch.

Die Großmutter lächelte: ihr närrischen Kinder; aber das sag ich Dir Rose, daß Du nicht auch so heimlich in das Wochenbette kommst!

Wie man sich an alles gewöhnt: Rose gewöhnte sich daran bei Ludwigen zu schlafen, die Anverwandten, sie bei einander schlafen zu sehen. Der Rektor, dessen böse Laune man befürchtete, führte aus dem Xenophon eine Stelle an, daß die jungen Spartaner sich ebenfalls heimlich, ohne Wissen der Eltern geheirathet hätten, nannte mit großen Freuden Ludwigen einen jungen Spartaner, und erzählte ihm, daß sogar manche brave junge Leute in Sparta mehrere Kinder heimlich von ihren Weibern gehabt hätten, ohne daß ihre Anverwandten ein Wort davon gewußt hatten, und empfahl ihm das Beispiel zur Nachahmung. Der Großmutter, die sonst dem alten Manne viel nachsah, weil er schwarz trug, wurde hier bange, daß Ludwig, dem sie ohnehin nicht viel gutes zutraute, das thun möchte, und hieß die Spartaner eine Hurennation. Da stand der alte Mann auf, nahm seinen Hut und sagte trocken: wer einen Narren lehret, flicket Scherben zusammen. Jesus Sirach

am 22sten. Nun wollte er gehen. Alle hielten ihn, und die Großmama mußte sich entschließen den Spartanern den Schimpf öffentlich wieder abzubitten; und so kam der Tag der Abreise der beiden jungen Eheleute heran.

Man kann leicht denken, daß die Thränen nicht dabei gespart wurden: auch hatte die Tante denn doch, was die Wäsche und Kleidung anbetraf, Rosen so ausgestattet, daß sie einige Jahre allein davon hätte leben können. Ludwig und Rose waren die einzigen, die nur weinten, weil sie Thränen sahen. Sie blieben ja bei einander. Nach einigen Tagen kamen sie Abends in einem Städtchen an. Der schöne Sommerabend lockte sie noch zu einem Spatziergange. Auf einmahl ließ Ludwig Rosen stehen, und schrie: Luise! Luise! Es war Luise, die mit Hanchen einen Spatziergang machte. Rose stand ganz beschämt vor ihren beiden Nebenbuhlerinnen da. Rose und Ludwig mußten hier schlechterdings einen Tag zubringen, an dem Hanchen noch ihre alte Gewohnheit zeigte, lachte und weinte. Sie war der glücklichen Luise Gesellschafterin. Luise stellte nun Ludwigen die Summe Geldes wieder zu,

die er ihr gegeben hatte, und da sie die Summe heimlich verdoppelte: so war Ludwig jetzt reicher, als er selbst glaubte.

Endlich kamen sie beide zwei Meilen vor N** an. Hier fanden sie die Gräfin, mit ihrer Schwester, und ihrem Gemahle. Aha! sagte die Gräfin nach den ersten Begrüßungen, bei denen Rose hoch roth war. Sie glaubte, man sehe es ihr an, daß sie noch eine so blutjunge Frau sey. Aha! sagte die Gräfin: das ist ja die Rose; die so ängstlich war und Sie nicht küssen wollte? Sind Sie noch so ängstlich, kleine Frau? die Gräfin küßte Rosen, gab Ludwigen die Hand, und man fuhr nach N*** ab. Hier wies man ihnen für heute ein Paar Zimmerchen im gräflichen Schlosse an, ein Häuschen in der Stadt war schon für sie gemiethet, und Rose fieng den andern Tag ihre kleine Wirthschaft an, während Ludwig von der Gräfin den Auftrag, und die Bekanntschaft mit seinem Amte erhielt.

Er hatte nichts zu thun, als ein Verzeichniß der Armen zu halten, welche die edle Frau unterstützte, jedes Gesuch eines Unglücklichen anzuneh-

men, sich nach den nähern Umständen desselben zu erkundigen, die Wahrheit oder Unwahrheit seines Vorgebens zu erforschen, und dann der Gräfin davon Bericht abzustatten. Wie er zu Hause kam, so hatte Rose schon den Tisch gedeckt, sie trug das Essen selbst auf. Ludwig sah ihr lächelnd zu; dann flogen sie sich in die Arme, und nie hatte Ludwigen es so geschmeckt, als heute.

So lebte Ludwig von Außen und Innen glücklich. Doch wer könnte unter den edlen Menschen, unter denen Ludwig lebte, anders als glücklich seyn? Die Gräfin hatte ein Herz, so rein, so einfach, so schön wie Rose, und ihr Geist hatte die ganze feine, innere Bildung, die sie jedem Manne zur Fürstin machte. Sie wären eine Fürstin, sagte Ludwig eines Tages in dem auffallenden Gefühle ihres edeln, reinen und hohen Sinnes zu ihr; und wenn Sie in einer Bauerhütte gebohren wären. Ludwig mit seiner ganzen Erfahrung, wie Unglücklichen zu helfen war, konnte den Planen der Gräfin nur wenig hinzusetzen. Er führte ihr fast nur den Unglücklichen zu, und machte die Gräfin mit der Art seines Unglücks bekannt; die Hülfe

kam von ihr selbst, und oft war ihre Hülfe für den Unglücklichen so schonend, so delikat, daß Ludwig die Gräfin von Tage zu Tage mehr bewunderte. Er machte oft kleine Reisen in dem Ländchen umher, das unter der sorgenden Regierung dieser fürstlichen Menschen stand, und von jeder kleinen Reise brachte er der Gräfin das schöne Verzeichniß derer, die sie glücklich gemacht hatte, und auch ein Verzeichniß derer, die sie noch glücklich machen konnte. Ach, Burchhard! sagte sie oft, wenn sie ihm die letzte Summe aus ihrer Schatulle gab: mein Herz ist für die Unglücklichen reich genug, wenn es nur auch immer meine Schatulle wäre. Doch ich habe ja noch, noch Steine. Meinen Sie nicht, daß Glas mich auch kleiden wird. In ihren Augen standen Thränen. Diese beiden Perlen, meine gütige Wohlthäterin, sind Ihr schönster, ihr kostbarster Schmuck. Aber warum suchen Sie nicht die Quelle des Elendes in Ihrer Herrschaft zu verstopfen? — Und wie verstopft man die? — Durch Aufklärung und bessern Unterricht. Die Gräfin zuckte die Achseln. Sie hatte schon Versuche dieser Art gemacht, und Dummheit und Aberglauben

waren ihr in den Weg getreten. Kurz Burchhard hatte ein Aemtchen, bei dem er höchst glücklich war.

Seine treuherzige Einfalt, seine zutrauliche Aufrichtigkeit gieng hier nicht verloren, sie wurde nur delikater, und darum desto interessanter. Der ganze Hof liebte ihn, und mußte ihn lieben, weil dies vielleicht der einzige Hof war, wo die Kabale nicht, sondern gesellige, allgemeine Freude, Wohlwollen und Zutrauen herrschte. Auch Rose war das allerglücklichste Weib des Erdbodens. Wenn Ludwig den Damm vom Schlosse nach der Stadt herkam, so stand Rose schon seit einer halben Stunde in der Thüre, und hoffte auf ihn. Freundliche, lachende Augen flogen ihm schon die Gasse durch entgegen, und am zweiten Hause schon hob sich ihre schöne, weiße Hand ihm zum Gruße. Sie hielt richtig Ludwigen Wort; denn sie kam mit ihrer Einnahme aus. Ludwig merkte keinen Mangel. Rosens Kuß, Rosens zärtliche vertrauliche Liebe würzte alles. Nie blieb er allein zu Tisch auf dem Schlosse. Man ließ Rosen holen, das war das Zeichen, daß er da blieb, wenn er

aus dem Kabinette der Gräfin kam, und Rose lachte ihm entgegen.

„Tante, schrieb Rose an die Seeburgen: ich bin recht, recht, o recht herzlich glücklich mit meinem lieben Mann Ludwig, und Ihre Prophezeihung trifft nicht ein; denn ich komme recht gut aus. Ich habe schon auf einen Monat voraus Geld liegen, und ich will nun noch recht sparen; denn es wird wohl bald etwas angenehmes erfolgen, wozu ich und mein lieber Mann Ludwig Geld brauchen. Sie wissen wohl, was ich meine. Ich bin wohl ein wenig bange; aber mein lieber Mann Ludwig freut sich, und da bin ich fröhlich mit. Wir sind recht glücklich, Tantchen, und alle haben ihn lieb, von dem Grafen an, bis auf den Küchenjungen; aber er verdient es auch, Tante, denn er ist so gut, und hat mich so lieb. Ich bin bis in den Tod, meines lieben Mannes liebe Frau und Ihre gehorsame Tochter. Rose."

Die Tante konnte sich nicht satt weinen, wie sie den Brief gelesen hatte. Burchhard kam und sie gieng im Zimmer und weinte: ach, meine arme, unglückliche Rose! Burchhard bebte zum ersten

Mal in seinem Leben, und erstaunte, wie er den Brief gelesen hatte, und nichts als Glück und Zufriedenheit in dem Briefe fand. Ach, mein Gott, rief die Tante: das arme Weib soll zu ihrer Niederkunft sparen? Nein, da liegen zwei Rollen Gold. Sie sind schuld daran. — Aber liebe Schwester, fühlen Sie denn nicht, wie unendlich mehr Glück für Rosen in diesem Ersparen, in diesem Versagen von einigen Bequemlichkeiten liegt, als in den zwei Rollen Gold, die Sie ihr senden? Fühlen Sie nicht, daß sie mit jedem Thaler, den sie zu ihrem kleinen Schatze legt, des höchsten Genusses in der Natur genießt? des Genusses ihrer erfüllten Pflicht. Ich will Ihnen noch mehr sagen: Rose hat mir sogar schon Geld gesandt, das Ludwig von der Frau von Stralo zurück bekommen hat. Ich, ob ich es gleich nicht gebrauche, hätte es ihnen nicht zurück schicken mögen, um ihren schönen Herzen den Genuß nicht zu rauben, etwas für ihren alten Vater gethan zu haben. Liebe Frau Schwester, Sie scheinen sich weniger aufs Glück zu verstehen, als Rose. Sehen Sie doch nur, mit welchem Triumphe sie das erzählt!

Des Alten ganze Beredsamkeit war nöthig, um Madame Seeburgen davon zu überzeugen, daß Tugend mehr werth ist, als Gold. Sie verschloß endlich traurig ihr Gold wieder, seufzte aber doch noch gewaltig oft über Rosens Sparsamkeit.

So glücklich hatte Ludwig schon ein halbes Jahr mit Rosen gelebt; da kam Berghorn nach R***. Er freute sich hier seinen jungen Freund wieder anzutreffen, und Ludwig hatte eine unendliche Freude ihn wieder zu sehen. Berghorn kam zu Ludwig. Er sah seine Rose, und von dem ersten Augenblick an gewann Rose des Alten Herz. Ludwig erzählte ihm seine Irrungen mit Rosen, und dafür erzählte Berghorn Ludwigen Sellhoffs Schicksal. Sellhoff lebt nicht glücklich mit seiner Jette, und kann auch wohl nicht glücklich mit ihr leben. Sie putzt sich, sie fährt nach Magdeburg, und sieht es gern, wenn ein Heer von jungen lustigen Kerlen sie umlagert. Es ist, sagte er flüsternd zu Ludwig, es ist Dein Glück, daß Deine Liebe gegen sie kein Ankommen fand. Ludwig lächelte und schwieg. Berghorn machte allerlei Winkelzüge, ob er nicht Ludwigen dahin bringen könnte, Sellhoffs Niederträchtigkeit

zu verrathen. Vergebens. Ludwig blieb standhaft, oder vielmehr, er dachte gar nichts dabei. Das einzige, was er sagte, war: Vater, ich habe eine andere Frau als Marien. Sellhoff könnte denn doch mit allen seinen schriftlichen Beweisen geirrt haben. — Und ich hätte Dir denn Unrecht gethan? — Das nicht, Herr von Berghorn; allein Sie haben mich nicht gekannt. — Nun, zum Henker, so mach, daß ich Dich kenne! — Herr von Berghorn, ich könnte Ihnen erzählen; allein um mir zu glauben, müssen Sie ja mich schon kennen. Lieber Vater, Worte sind noch trüglicher als Handlungen; ich glaube, man kann aus beiden kein richtiges Urtheil über einen Menschen fällen. Ich glaube, die Güte eines Herzens fühlt sich mehr, als daß sie sich einsehen läßt. Das beste Herz kann zu Handlungen gezwungen seyn, die . . . in andern Umständen wenigstens . . . Laster wären. Ich glaube wir sollen den Menschen nicht beurtheilen, sondern ihn lieben und ihm wohlthun. Ich weiß nicht, ich habe immer, wenn ich beurtheilte, gemerkt, daß ich keinen Maaßstab hatte zum Messen. Lassen Sie das gut seyn! es geht mir nahe,

daß Sellhoff nicht glücklich ist. Er hätte es werden können. Doch Punktum!

Berghorn erkundigte sich nun genau nach allen Verhältnissen Ludwigs, und er hörte, daß seine jetzige Stelle seine einzige Hoffnung, seine einzige Aussicht zum Glück sey. Hm! sagte Berghorn eines Tages: Der Schurke! wie die arme Gräfin betrogen wird! wie ihr Vertrauen gemißbraucht wird! — Ludwig hörte hoch auf. Wie so, lieber Vater? — Kennst Du den Liebling der Gräfin, und des Grafen, den Rath B***? — Ja, ich halte ihn für einen ehrlichen Mann. — Und irrest; denn er ist ein Betrüger. Ich habe Rechnungen gesehen, habe Urtheile, die er gesprochen hat, gesehen, vor denen mir schaudert. Er drückt die Unterthanen des Grafen, verkauft die Gerechtigkeit um Geld; noch vor ein Paar Tagen hat er eine wohlhabende Familie an den Bettelstab gebracht. — Ludwig fand das unmöglich. Berghorn zog ein Paket Schriften hervor und zeigte Ludwigen ganz unzweifelhaft die Betrügerei des Raths. Ludwig erstarrte.

Ja, und ohne Hülfe sind die armen Seelen, die in seine Hände fallen, verloren; denn der Graf hört keine Beschuldigung von ihm an. Ein ehrlicher Mann, der es vor ein paar Jahren wagte, dem Grafen die Augen zu öffnen, verlor sein Brod über den Handel.

Ludwig blätterte in den Akten. Lassen Sie mir die Schriften, mein Vater! — Wozu? — Ich will sie dem Grafen zeigen. Berghorn rieth ihm davon ab. Du machst Dich unglücklich, mein Sohn! Laß es gehn, wie es geht. — Ludwig schüttelte den Kopf: unglücklich, wenn ich eine Familie rette? Er behielt nach vielen Bitten die Schriften. Am andern Morgen gieng Ludwig zum Grafen. Mein gnädigster Herr, hob er an: ich bringe Ihnen hier Akten, die Ihnen beweisen werden, daß einer Ihrer Diener ein Betrüger ist. Die That ist unleugbar; denn seine eigene Handbriefe beweisen es. Berghorn hatte dafür gesorgt, daß die Beweise der Betrügerei in die Augen fallend waren. Der Graf blätterte die Akten durch. Kalt sagte er: sobald Sie der Gräfin ein Wort davon sagen, oder jemand anders, er sey wer er wolle, so haben Sie

Ihre Entlassung, Herr Sekretair. Ich habe meine Ursachen, daß meine Gemahlin dem Rath die Verwaltung ihres Vermögens übergiebt. Sie würden dies hindern, wenn Sie der Gräfin davon sagten. Wie gesagt, ich befehle Ihnen zu schweigen, oder Sie bringen mich gegen Sie auf! — Mein gnädigster Herr, der Rath hat eine glückliche Familie Ihrer Unterthanen ins Elend gestürzt! — Das ist Ihre Sache nicht. Sie sind nicht der Kontrolleur meiner Räthe. Gehen Sie. Sie besorgen die Wohlthaten der Gräfin. Das ist Ihr Geschäft. Wie gesagt, Ihre Entlassung folgt dem ersten zweideutigen Schritte, den Sie thun, unausweichlich.

Ludwig gieng traurig nach Hause. Traurig reichte er Rosen die Hand, die ihm heiter entgegen sah. Rose gieng um ihn her; er blieb stumm. Endlich nach langem Bitten faßte er sie in seine Arme. Liebe Rose, bist Du hier glücklich? — Gewiß, Ludwig; ich bin es! — Rose, und wenn ich hier nicht länger glücklich seyn könnte, würdest Du mir wohl folgen? — Rose sah ihn traurig an: Ludwig! folgen wohl, selbst ins Grab: aber Ludwig, was fehlt Dir denn? — Ludwig erzählte

Rosen den Vorfall. Nun, Rose? Du siehst, wie es steht. Der Graf hält Wort. — Aber Ludwig, mußt Du denn der Gräfin es sagen? — Rose, der Rath ist ein Betrüger, er unterdrückt die Unterthanen. Eben jetzt soll er auch die Verwaltung über der Gräfin Güter erhalten, und ich soll schweigen? Rose, ich soll, um mit Dir ruhig zu leben, leiden, wenn ichs hindern kann, daß vielleicht zwanzig Familien untergehen? Rose, möchtest Du heiter seyn, wenn Du wüßtest, daß vielleicht zwanzig Menschen jetzt jammern, weil wir nicht Muth hatten, die Wahrheit zu sagen? — Rose sah ihn groß an: Lieber Ludwig, mach Du was Du willst. Mir ist alles Recht, was Du thust. Ich gehe mit Dir; und wenn es nicht anders ist, Du kannst arbeiten, ich auch, und dann haben wir ja die Tante noch. Ludwig, wenn Du freundlich bist, so bin ich freundlich mit, und wenn mir der Tod auf den Lippen säße. Thu, was Du willst, Ludwig!

Jetzt kam Berghorn. Rosen standen Thränen in den Augen, Ludwig sah traurig aus. Berghorn fragte, und Ludwig erzählte ihm ganz einfach, seine Begebenheit, sein Gespräch mit Rosen, und seinen

Entschluß, der Gräfin den Rath zu entlarven. — Und Dich und Rosen unglücklich machen. Laß das Ding bleiben, junger Mensch, ich habe Dinge entdeckt: der Rath ist ein Betrüger, das ist wahr; aber der Graf kann ihm nicht abfallen, auch bei den offenbarsten Beweisen nicht, und Du machst Dich unglücklich. — Was heißen Sie unglücklich? fragte Ludwig traurig, und reichte Rosen die Hand: die bleibt mein! Er gieng an ein Schreibepult, und suchte eine Schrift hervor: und das! Berghorn las. Es war Ludwigs Tischlerkundschaft. — Mach, was Du nicht lassen kannst. Ludwig umfaßte Rosen herzlich: ich gehe, liebe Rose; fröhlicher siehst Du mich wieder. Nicht wahr, Rose, Du folgst mir überall hin. — Ueberall, Ludwig! — Und der sagt von Unglück? Er gieng.

Er ließ sich bei der Gräfin melden. Er unterrichtete sie von des Raths Betrügereien, und berief sich auf die Schriften, die in des Grafen Händen waren. Meine gnädigste Gräfin, sagte er ruhig: Beweise kann ich Ihnen nicht mehr geben, als mein Wort, als meine Liebe für Sie, als mein Herz, das Sie kennen; besonders da Ihr Herr Gemahl es

nicht gern zu sehn scheint, daß Sie den Rath kennen lernen sollen. Damit Sie aber desto mehr von der Aufrichtigkeit meiner Absicht überzeugt werden, so fordre ich meine Entlassung aus Ihrem Dienste, wo es mir so wohl gegangen ist. Ich kann... setzte er mit traurigen Blicken hinzu . . . jetzt mein Glück fester und sicherer gründen, als ich es hier konnte; Sie werden es mir verzeihen, ich habe aber eine Frau, für die ich sorgen muß. Die Gräfin schien tief gerührt, und sie lächelte sehr freundlich.

In dem Augenblick trat ihr Gemahl ins Zimmer. Sie wandte sich an ihn, und foderte die Entlassung des Raths. Der Graf sah Burchharden an. Es fehlt Ihnen an Beweisen, junger Mensch, für Ihre Beschuldigung. Die Papiere, wovon Er geredet hat, enthalten nichts als Verläumdung der Feinde des Raths. Sie widerrufen auf der Stelle, Burchhard; oder Sie reisen noch diesen Abend oder morgen früh ab: denn auf den Fall sind Sie Ihrer Dienste entlassen. — Ludwig legte die Hand auf sein Herz. Ich reise, mein gnädiger Herr; aber widerrufen kann ich nicht. Gnädige Frau, ich wollte Ihnen das unangenehme Gefühl ersparen, daß

meine Liebe gegen Sie mich in die Welt stößt; allein lassen Sie sich das denn einen Beweis seyn, daß die Anklage des Raths nicht ohne Grund war. Er verbeugte sich tief, und gieng. Die Gräfin sah ihm mit einem schmerzlichen Blicke nach. Sie reisen heute Abend noch, oder morgen früh. Den Verkauf des Ihrigen tragen Sie auf, wem Sie können, sagte der Graf ohne Härte. Ich gebe Ihnen meinen Wagen bis Z***, lieber Burchhard! sagte die Gräfin gerührt. Burchhard gieng, mit Thränen im Auge.

Berghorn war noch bei Rosen, wie Ludwig kam. Wie stehts zu? fragte Berghorn. Morgen, Rose, reisen wir ab. Packe die nöthige Wäsche, Rose. Rose packte weinend ein, und lächelte freundlich, wenn Ludwig sie ansah. Die Besorgung seiner übrigen Habseligkeiten trug er Berghorn auf. Gegen Abend war Rose mit Packen fertig. Er nahm sie auf seinen Schooß: liebe Rose, ich kann arbeiten; auch Du kannst es. Was bedarf ich weiter, als Deiner Liebe? bedarfst Du mehr als meiner Liebe? so sprich, und wir gehen zur Tante zurück. Nein! rief Rose und trocknete die Thränen ab: nein, Lud-

wig, und dies sollen auch die letzten Thränen in meinem Leben seyn. Ludwig, ich bin wieder fröhlich: allein was wollen wir nun machen? — Mädchen? sagte Ludwig lächelnd: in der ersten großen Stadt mir das Meisterrecht kaufen, und Tischler werden. Ich bin zwar nicht an anhaltende Arbeit gewöhnt; aber das haben wir nicht nöthig. Das kleine Vermögen, das wir haben, reicht zu, uns recht gut in Stand zu setzen. Ich zeichne sehr gut, ich arbeite sehr gut, vielleicht jetzt nicht so schnell als ein gewöhnlicher Tischler, aber desto geschmackvoller. Ich sorge nicht für mein Fortkommen, wenn . . . nur Rose will. Ludwig hatte wirklich in allen ruhigen Zeitpunkten seines Lebens nie die Tischlerarbeit liegen lassen, und er arbeitete gewiß sehr gut.

Wenn Rose will? sagte Rose heiter; lieber Ludwig, wenn Du nur mein Mann bleibst! ob ich eines Geheimenraths Frau bin, oder eine Tischlersfrau, das ist mir eins. Sey Du nur vergnügt. — Jetzt setzten sich die beiden Liebenden hin, und träumten sich in die Zukunft hinein, und Rose sprang vor Freude auf, und klatschte wieder in die Hände, weil denn Ludwig den ganzen, lieben, langen Tag bei ihr

bliebe. Sie lief auf ihre Stube und nach einigen Minuten kam sie, niedlich, wie eine kleine Bürgersfrau gekleidet, wieder und warf sich so lachend in Ludwigs Arme. Gefall ich Dir so, Ludwig? rief sie, Ludwig nahm sie zärtlich in seine Arme. In dem Augenblick fuhr der Gräfin Wagen vor die Thüre. Die Gräfin trat in das Zimmer, und fand Rosen in ihres Mannes Armen.

Mein Gott, sagte die Gräfin, kleine, schöne Frau, spielen sie Verkleidens? — Nein: sagte Rose: aber ich: ... bin ... muß ... will künftig so gehen! — Burchhard erzählte der Gräfin seinen Plan. Die Gräfin schlug in die Hände, o Burchhard, sagte sie: was werden Sie nach mir fragen, wenn Sie ein Handwerk können, und ein Weib haben, das Sie so liebt? Kommen Sie Burchhard! Sie faßte Rosen an die Hand, und zog sie an den Wagen, und Rose mußte trotz ihrem Sträuben in dieser Kleidung in den Wagen steigen. Burchhard und die Gräfin stiegen hinter her. Der Wagen rollte aufs Schloß. Die Gräfin faßte Rosen und Burchhard an. Die Flügelthüren flogen auf. Der ganze Hof stand da in einem großen halben Kreise. Hier

bringe ich Ihnen, sagte die Gräfin mit ihrer schönen, gerührten Stimme, den edelsten Mann, und das treuste Weib in Deutschland! Sie haben beide eine Probe der Tugend bestanden, unter der tausend sehr edle Menschen erlegen wären. Verzeihen Sie mir, Burchhard; dort der böse Berghorn hat das ganze Stückchen erfunden. Die Akten, die Sie täuschten, sind von uns geschmiedet; die Briefe sind alle in meiner Gegenwart geschrieben! Verzeihen Sie mir, ich wollte einmal das so seltene Schauspiel einer fleckenlosen Tugend haben! Ihre Belohnung aber, lieber, edler Mann, ist die Liebe Ihres Weibes. Sie führte Rosen in Ludwigs Arm. Der Graf trat jetzt auf Ludwig los, und gab ihm die Hand: edler Mensch wie glücklich ist ein Fürst, der solch einen Mann, wie Sie, sein nennen kann! Er küßte Rosen auf die frischen Lippen. Mein Sohn, rief Berghorn, und drückte Ludwigen feurig an seine Brust: siehst Du, daß es Mittel giebt, die Menschen kennen zu lernen. Ich kenne Dich jetzt, ich habe Dich gekannt. Sellhoff hat mir alles freiwillig entdeckt. Laß mich Dein Vater seyn, so bin ich glücklich! Willst

Du, mein Sohn? Ludwig sank an Berghorns Brust: mein Vater! sagte er sanft und gerührt. Vergiß Du nicht, mein Sohn, was Du mir eben versprachst; denn von nun an fodere ich Gehorsam! — Liebe! sagte Ludwig, und reichte ihm die Hand.

Der Hof erfuhr im Allgemeinen, ohne den Namen des Raths, Ludwigs Opfer, das er der Tugend gebracht hatte, und dieser Hof an die Tugend gewöhnt, beneidete ihn. Der Hof speisete zusammen. Rose mußte mit ihrer Tischlerhaube bei dem Grafen sitzen. Ludwig saß neben der Gräfin. Nach Tisch eröffnete der Graf mit der Tischlerfrau den Ball, und die Gräfin sagte: dies ist das Fest der Tugend! Nie bin ich so heiter gewesen als heute. Berghorn fuhr mit den beiden glücklichen Menschen zu Hause.

Du bist mein Sohn, hast Du gesagt, Ludwig! Ich hatte darauf gerechnet. Hier! er übergab ihm ein Adoptionsdekret, worin Ludwig Berghorns Namen, und die Versichrung von Berghorns ganzem Vermögen erhielt. Dann überreichte er ihm den Kaufbrief von Ellbergen,

wo Ludwig als Käufer des Gutes aufgeführt war. Und nun morgen reisen wir, lieber Junge! Die Gräfin wird Dich vermissen; allein sie kann von Dir nicht fodern, daß Du Dein Herz auf ihre Rechnung schreiben sollst. Ellbergen, und meine Güter, deren Vater Du einmal wirst, bedürfen Deines Herzens, und Dein Herz ihrer.

Am andern Morgen nahm Vater, Sohn und Tochter Abschied von dem glücklichen Hofe, und sie fuhren nach Berghorns Gut. Von hier schrieb Ludwig an seinen Vater, sandte ihm den Kaufkontrakt auf Ellbergen, und meldete ihm, daß, wenn er den und den auf dem zweiten Gute des alten Berghorns gewesen sey, er sogleich zu Ellbergen mit seinem zweiten Vater eintreffen würde. Nun versöhnte sich Ludwig mit Sellhoff. Sellhoff, sagte er: bei Gott, ich konnte Dir es nicht zutrauen, und ich danke Dir, Du hast mich in meinem Glauben nicht betrogen. Aber so gehts, wenn man einen dummen Streich macht, so folgen hundert andere hinter her, und man ist unglücklich ehe

man

man es selbst glaubt. Sellhoff seufzte und versank an Ludwigs Brust.

Nun gieng die Reise nach Berghorns zweitem Gute. Sellhoff mußte sie begleiten, um Ludwigen den Unterthanen als Berghorns Erben gerichtlich vorzustellen. Sie kamen an. Ach, die Tante! schrie Rose, da sie in den Saal trat. Ludwig sank in seines Vaters Arme, dann an seiner Mutter Brust. Sellhoff stand starr und leichenblaß auf der Thürschwelle, und gegen ihm über Marie, verlegen und ein wenig zitternd. Ludwig bemerkte Sellhoff. Sellhoff, rief er: sey kein Narr! Marie war auch nicht ganz treu. Wenigstens war ihr Herz nicht mehr voll von Dir. Er faßte seine Hand, er zog ihn Marien näher, er ergriff beider Hände und . . . das ist mein Amt, lieber Burchhard! sagte Müller, und legte Mariens Hand in Sellhoffs zitternde Hand.

Da stürzten Mariens Thränen. Ihr Sohn, Sellhoff! lispelte sie, und zeigte auf einen Knaben, der neben ihr stand. Sellhoff beugte sich noch immer ohne Farbe auf den Knaben nieder, küßte ihn, und seine Thränen brachen jetzt gewalt=

sam hervor. Er hob den Knaben auf seinen Arm, und gieng mit ihm hinaus. Ludwig folgte ihm. Sellhoff sank, mit dem Knaben an seiner Brust, in einem entfernten Zimmer auf die Knie. Dann stand er langsam wieder auf, brachte Müllern den Knaben, legte ihn auf Müllers Arme, warf einen zärtlichen Blick auf Müllern, küßte Mariens Hand, warf sich, beinahe vergehend, in Ludwigs Arme, flüsterte ihm leise zu: ich Unglücklicher! und verschwand. Sellhoff war, wie Berghorn sagte, nicht glücklich, und hier traf er auf einmal Marien, und wie? eine edle Figur, mit dem sanftesten Gesicht voll stiller Unschuld und Güte, geschmackvoll gekleidet, stand vor ihm, und das war Marie. So schön war sie nie gewesen. Er verließ die Gesellschaft, weil er zerschmettert war. Er fühlte, was er verloren hatte; er sah es an Müllers zufriedenen Augen, an Mariens Thränen.

Die Geschäffte waren abgemacht. Sellhoff gieng ohne weiter Marien gesehen zu haben, zurück, und Alle reisten sie nach Ellbergen, wo die Großmutter! so schwach sie war, sie vor der

Thür in großem Staate, in einer dicken stoffenen Kontusche erwartete. Sie fiel Ludwigen und Rosen weinend um den Hals, und sah, so verblendet war sie von den Kindern, den Herrn von Berghorn nicht, auf den sie sich doch ein eigenes Kompliment erlernt hatte.

Der Vater schüttelte den Kopf lachend: denn aus der Küche dampften die Gerüche von wenigstens acht Schüsseln. Heute mags geben! sagte er vor sich; einem jeden seine Freude! und so kamen sie in den Saal, wo die Großmutter fast vor Schrecken erstarrte, da sie gewahr wurde, daß sie den Herrn von Berghorn vergessen hatte. Rose gab Ludwigen einen Wink. Sie giengen in das Nebenzimmer, um in den Garten zu schleichen; allein die Großmutter trippelte ihnen nach, und Rose, auch Ludwig, mußten ihr das Versprechen ablegen, daß sie ihr Kind nicht wollten heimlich taufen lassen. Rose und Ludwig versprachen es feierlich. Die Tante kam auch, und fragte: nun, Rose, hast Du denn Deinen Mann noch lieb? — Ach herzlich, Tante, sagte Rose und schlug ihren Arm um Ludwig: und sehn Sie nun,

Tante, daß ich einen Mann bekommen habe, dem ich keinen Knix machen durfte! und damit hüpften sie beide in den Garten. Kaum waren sie in der Allee, so rief Rose: Ludwig hasche mich, Ludwig haschte sie. Die Gesellschaft stand am Fenster, die Großmama sagte: I du mein Gott, sie sind noch dieselben Kinder! — Gott gebe, daß sie es bleiben! sagte Burchhard, und Gott gab es. Ludwig und Rose sind jetzt noch ein Paar fröliche und glückliche Kinder, und sind in den Vierzigen.

Ende des dritten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Gemälde des menschlichen Herzens in Erzählungen

Bd.: 4

1801

Coburg, Landesbibliothek -- D II 9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940530-7